

Wiener Stadt-Bibliothek.

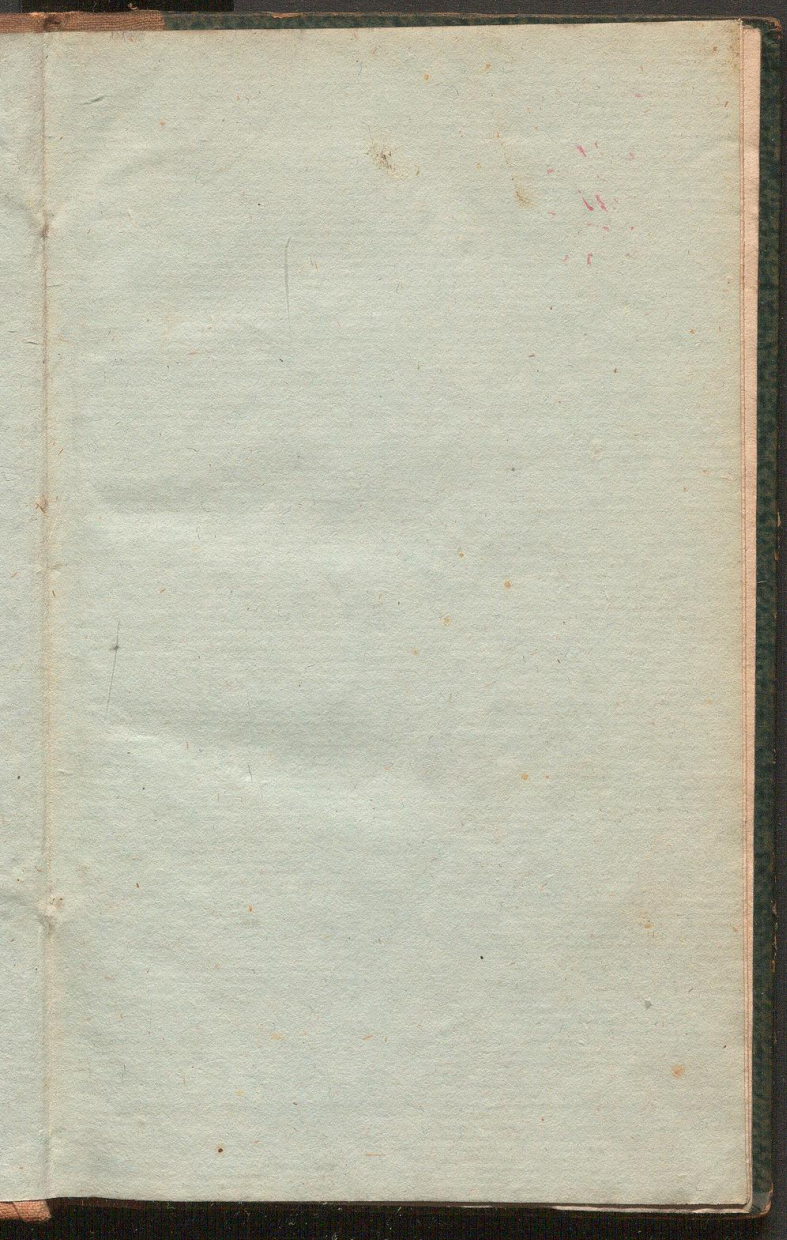
T 8931 ^{1/4,5} A
5

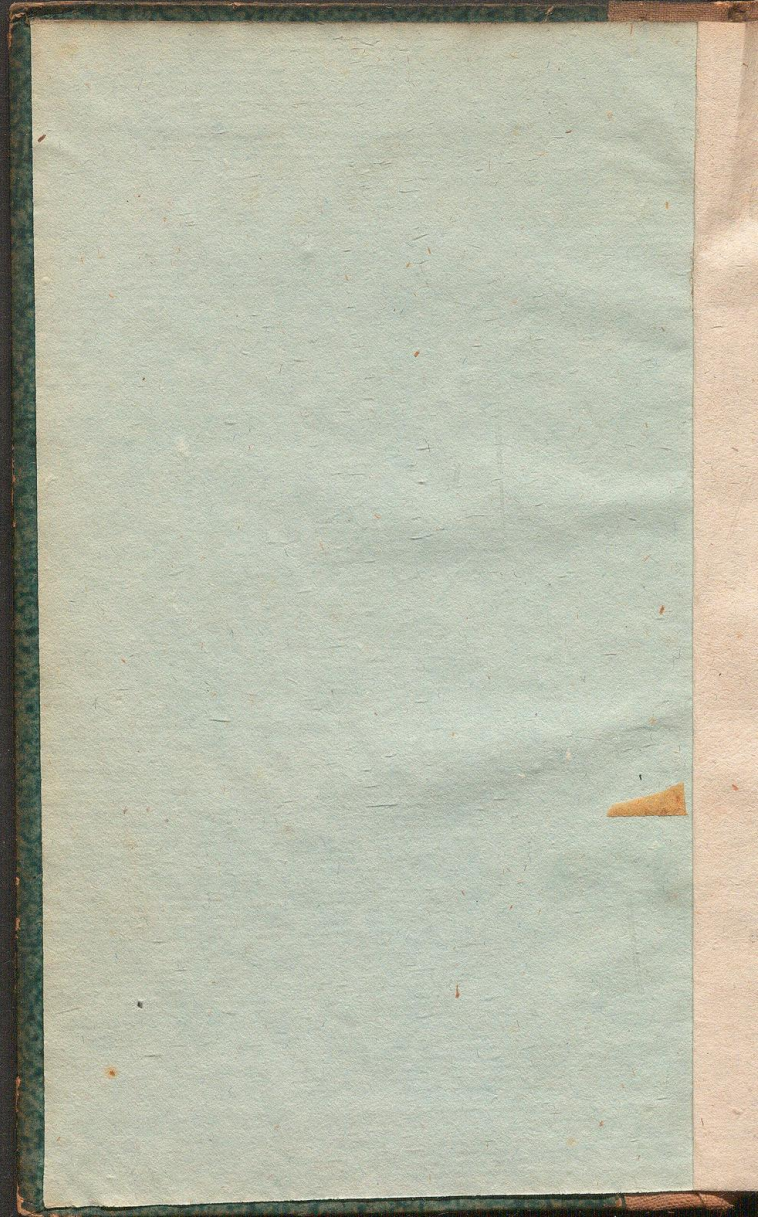
197.

209.

211.

4089





Handwritten title at the top of the page, possibly a name or subject.

Handwritten text block, possibly a subtitle or introductory sentence.

Handwritten text block, possibly a date or a specific reference.

Small handwritten text block, possibly a number or a short note.

Handwritten text block, possibly a name or a specific identifier.

Handwritten text block, possibly a name or a specific identifier.

Handwritten text block, possibly a name or a specific identifier.

Handwritten text block, possibly a name or a specific identifier.

Handwritten text block at the bottom of the page, possibly a signature or a note.

Der
Jugendfreund

und das
Museum des Mannigfaltigen.

Blätter für Erheiterung und Belehrung.

Redigirt

von

Emanuel Straube.

IV. Jahrgang.

Fünftes Bändchen.

WIEN, 1835.

Druck und Verlag von Leop. Grund.





Bunte Steine

a u s

den Schichten des Lebens.

Zu Tage gefördert von einem Freunde
der Jugend.



Enthaltend: Gedichte, Erzählungen, historische
Aufsätze und Mittheilungen verschiedenen In-
haltes.

Wien, 1835.

Gedruckt und im Verlage bei Leopold Grund.

Inhalt.

	Seite
Die Kaiserkrönung zu Frankfurt	1
Gelöbniß	35
Der Rekrut	39
Abacadabra	80
Sehnsucht nach der Heimath	83
Die beiden Füchse	85
Österreichs Blut	88
Spielen Sie Sarok?	91

Museum des Mannigfaltigen.

Schriften-Masse	96
Mähe-Maschine	97
Gemälde	—
Raketenleben	98
Spätobst	—
Blutstillung	99
Profelyten-Macherei	—
Pfund Sterling	100
Neues Buch	—
Das Rührtreiben	101
Zahme Bienen	102
Varietäten der Rose	—
Bekanntschaffen	103
Jugendträume	—
Theorien	104



Seite
1
35
39
80
83
85
88
91

Die Kaiserkrönung zu Frankfurt.

(Ein Actenstück zur Geschichte.)

96
97
—
98
—
99
—
00
—
01
02
—
03
—
04

Ewig denkwürdig bleibt in der Geschichte die feierliche Art und Weise, wie die Wahl und Krönung des römischen Königs und künftigen Reichsoberhauptes begangen wurde. Um jungen Lesern und Leserinnen ein lebendiges Beispiel dieser hohen Feierlichkeit vor Augen zu führen, borgen wir hier die Schilderung eines, in der Literatur sehr berühmten Mannes, der damals diese Festlichkeit als Augenzeuge sah, ein geborener Frankfurter war, und überdies alle Eigenschaften besaß, um solche getreu und mit allen örtlichen Umständen schildern zu können.

Der auf Augsburg im October 1703 ausgeschriebene churfürstliche Collegialtag ward späterhin bekanntlich nach Frankfurt verlegt; und sowohl zu Ende des Jahres 1763, als zu Anfang des folgenden Jahres regten sich die ersten Vorbereitungen,

welche dieß wichtige Geschäft einleiten sollten. Den Anbeginn hier zu Frankfurt eröffnete ein, von uns noch nie gesehener Aufzug. Eine unserer Kanzleipersonen zu Pferde, von vier gleichfalls berittenen Trompetern begleitet und von einer Fußwache umgeben, verlas mit lauter und vernehmlicher Stimme an allen Ecken der Stadt ein weitläufiges Edict, das uns von dem Vorstehenden benachrichtigte und den Bürgern ein geziemendes und den Umständen angemessenes Betragen einschärfte. Bei Rath wurden große Überlegungen gepflogen; es dauerte nicht lange, so zeigte sich der Reichsquartiermeister, vom Erbmarschall abgesendet, um die Wohnungen der Gesandten und ihres Gefolges nach altem Herkommen anzuordnen und zu bezeichnen.

Nachdem uns die vorhergegangene Veränderung und Einrichtung der Zimmer auf dem Rathhause sehenswerth geschienen und die Ankunft der Gesandten, Eines nach dem Andern, und ihre erste feierliche Gesamtaufahrt Statt gefunden hatte, bewunderten wir nachher die Ankunft der kaiserlichen Kommissarien und die Aufahrt derselben, ebenfalls auf dem Römer, die mit großem Pomp geschah.

Der Wahlconvent war endlich auf den 3. März 1764 bestimmt. Nun kam die Stadt durch neue Förmlichkeiten in Bewegung; die wechselseitigen Ceremonialbesuche der Gesandten hielten uns immer auf den Beinen. Auch mußten wir genau aufpas-

sen; weil wir nicht nur gaffen, sondern Alles wohl bemerken sollten, um zu Hause gehörig Rechenschaft zu geben; ja manchen kleinen Aufsatz auszufertigen.

Einerseits hatte ich an diesen Dingen große Lust; weil Alles, was vorging, es mochte seyn, von welcher Art es wollte, doch immer eine gewisse Bedeutung verbarg, irgend ein inneres Verhältniß anzeigte, und solche symbolische Ceremonien das, durch so viele Pergamente, Papiere und Bücher beinahe verschüttete deutsche Reich, wieder für einen Augenblick lebendig darstellten; andererseits aber konnte ich mir ein geheimes Mißfallen nicht verbergen, wenn ich nun zu Hause die inneren Verhandlungen zum Behufe meines Vaters abschreiben und dabei bemerken mußte, daß hier mehrere Gewalten einander feindlich gegenüber standen, die sich das Gleichgewicht hielten, und nur in so fern einig waren, als sie den neuen Regenten noch mehr, als den alten, zu beschränken gedachten; daß Jedermann sich nur in so fern seines Einflusses freute, als er seine Privilegien zu erhalten und zu erweitern, und seine Unabhängigkeit mehr zu sichern hoffte. Ja, man war dießmal noch aufmerksamer als sonst, weil man sich vor Joseph dem Zweiten, vor seiner Hefigkeit und seinen vermuthlichen Planen zu fürchten anfang.

Bei meinem Großvater und den übrigen Rathsverwandten, deren Häuser ich zu besuchen pflegte, war es auch keine gute Zeit; denn sie hatten mit

dem Einholen der vornehmen Gäste, mit Bekomplimentiren, mit Überreichung von Geschenken vollauf zu thun. Nicht weniger hatte der Magistrat im Ganzen wie im Einzelnen sich immer zu wehren, zu widerstehen und zu protestiren, weil bei solchen Gelegenheiten ihm Jedermann etwas abzwacken oder aufbürden will und ihm Wenige von denen, die er anspricht, beistehen oder zu Hilfe kommen. Genug, mir trat Alles nunmehr lebhaft vor Augen, was ich in der Persner'schen Chronik von ähnlichen Vorfällen bei ähnlichen Gelegenheiten, mit Bewunderung der Geduld und Ausdauer seiner guten Rathsmänner, gelesen hatte.

Mancher Verdruß entspringt auch wohl daher, daß Frankfurt sich nach und nach mit nöthigen und unnöthigen Personen anfüllte. Vergebens werden die Höfe von Seite der Stadt an die Vorschriften der, freilich veralteten, goldenen Bulle erinnert. Nicht allein die, zum Geschäfte Verordneten und ihre Begleiter, sondern manche Standes- und andere Personen, die aus Neugier oder zu Privat Zwecken herankommen, stehen unter Protection, und die Frage: wer eigentlich einquartirt wird und wer sich selbst eine Wohnung miethen soll? ist nicht immer sogleich entschieden. Das Getümmel wächst, und selbst Diejenigen, die nichts dabei zu leisten oder zu verantworten haben, fangen an, sich unbehaglich zu fühlen.

Selbst wir jungen Leute, die wir das Alles wohl mit ansehen konnten, fanden doch immer nicht genug Befriedigung für unsere Augen; für unsere Einbildungskraft. Die spanischen Mantelkleider, die großen Federhüte der Gesandten und hie und da noch einiges Andere gaben wohl ein recht alterthümliches Ansehen; Manches dagegen war wieder so halb neu oder ganz modern, daß überall nur ein buntes, unbefriedigendes, öfter sogar geschmackloses Wesen hervortrat. Sehr glücklich machte es uns daher, zu vernehmen, daß wegen der Herreise des Kaisers und des künftigen Königs große Anstalten gemacht wurden; daß die churfürstlichen Collegialhandlungen, bei welchen die letzte Wahlkapitulation zu Grunde lag, eifrig vorwärts gingen, und daß der Wahltag auf den 27. März festgesetzt sei. Nun ward an die Herbeischaffung der Reichsinsignien von Nürnberg und Aachen gedacht, und man erwartete zunächst den Einzug des Churfürsten von Mainz, während mit seiner Gesandtschaft die Irrungen wegen der Quartiere noch immer fort dauerten.

Indeß betrieb ich meine Kanzellisten-Arbeit zu Hause sehr lebhaft, und wurde dabei freilich mancherlei kleiner Monita gewahr, die von vielen Seiten einliefen und bei der neuen Kapitulation berücksichtigt werden sollten. Jeder Stand wollte in diesem Dokument seine Gerechtfame gewahrt und sein Ansehen vermehrt wissen. Gar viele solcher Bemerk-

kungen und Wünsche wurden jedoch bei Seite geschoben; Vieles blieb, wie es gewesen war; gleichwohl erhielten die Monenten die bündigsten Versicherungen, daß ihnen jene Übergehungen keineswegs zum Präjudiz gereichen sollten.

Sehr vielen und beschwerlichen Geschäften mußte sich indessen das Reichsmarschallamt unterziehen; die Masse der Fremden wuchs, es wurde immer schwieriger, sie unterzubringen. Über die Gränzen der verschiedenen churfürstlichen Bezirke war man nicht einig. Der Magistrat wollte von den Bürgern die Lasten abhalten, zu denen sie nicht verpflichtet schienen, und so gab es, bei Tag und bei Nacht, stündlich Beschwerden, Recurse, Streit und Mißheiligkeiten.

Der Einzug des Churfürsten von Mainz, der sehr pomphaft war, erfolgte den 21. März. Hier fing nun das Kanoniren an, mit dem wir auf lange Zeit mehrmals betäubt werden sollten. Wichtig in der Reihe der Ceremonien war diese Festlichkeit; denn alle die Männer, die wir bisher auffahren sahen, waren, so hoch sie auch standen, doch immer nur Untergeordnete; hier aber erschien ein Souverain, ein selbstständiger Fürst, der Erste nach dem Kaiser, von einem großen, seiner würdigen Gefolge eingeführt und begleitet.

Gleich den nächsten Tag war große Bewegung in der Stadt, wegen der Wisiten und Gegewisiten,

welche nunmehr mit dem größten Ceremoniel abgestattet wurden. Was mich aber als einen Frankfurter-Bürger besonders interessirte und zu vielen Betrachtungen veranlaßte, war die Ablegung des Sicherheitseides, den der Rath, das Militär, die Bürgerschaft nicht etwa durch Repräsentanten, sondern persönlich und in Masse leisteten; erst auf dem großen Römersaale der Magistrat und die Stabsoffiziere, dann auf dem großen Plage, dem Römerberg, die sämtliche Bürgerschaft nach ihren verschiedenen Graden, Abstufungen und Quartieren, und zuletzt das übrige Militär. Hier konnte man das ganze Gemeindewesen mit Einem Blicke überschauen, versammelt zu dem ehrenvollen Zwecke, dem Haupte und den Gliedern des Reichs, Sicherheit und bei dem bevorstehenden großen Werke unverbrüchliche Ruhe anzugeloben. Nun waren auch Chur-Trier und Chur-Cöln in Person angekommen. Am Vorabende des Wahltages wurden alle Fremden aus der Stadt gewiesen, die Thore sind geschlossen, die Juden in ihrer Gasse eingesperrt und der Frankfurter-Bürger dünkt sich nicht wenig, daß er allein Zeuge einer so großen Feierlichkeit bleiben darf.

Bisher war Alles noch ziemlich modern hergegangen; die höchsten und hohen Personen bewegten sich nur in Kutschen hin und wieder; nun aber sollten wir sie, nach uralter Weise, zu Pferde sehen. Der Zulauf und das Gedränge war außerordentlich.

Ich wußte mich in dem Römer, den ich wie eine Maus den heimischen Kornboden genau kannte, so lange herumzuschmiegen, bis ich an den Haupteingang gelangte, vor welchem die Churfürsten und Gesandten, die zuerst in Prachtkutschen herangefahren waren und sich eben versammelt hatten, nunmehr zu Pferde steigen sollten. Die stattlichsten, wohl zugerittenen Rosse, waren mit reich gestickten Waldrappen überhangen und auf alle Weise geschmückt. Churfürst Emerich Joseph, ein schöner, behaglicher Mann, nahm sich zu Pferde gut aus; der Beiden anderen erinnere ich mich weniger, als nur überhaupt, daß uns diese rothen, mit Hermelin ausgeschlagenen Fürstenmäntel, die wir sonst nur auf Gemälden zu sehen gewohnt waren, unter freiem Himmel sehr romantisch vorkamen. Auch die Botschafter der abwesenden weltlichen Churfürsten in ihren goldstoffenen, mit Gold überstickten, mit goldenen Spitzentressen reich besetzten spanischen Kleidern thaten unsern Augen wohl; besonders wehten die großen Federn von den, alterthümlich aufgefrempten Hüten, auf's prächtigste. Was mir aber dabei nicht gefallen wollte, waren die kurzen Beinkleider, die weißseidenen Strümpfe und modischen Schuhe. Wir hätten Halbstiefelchen, so golden als man gewollt, Sandalen oder dergleichen gewünscht, um nur ein etwas konsequenteres Costüm zu erblicken.

Nun war für uns der Vorhang wieder gefallen. Ich hatte mich zwar in die Kirche zu drängen gesucht; allein es fand sich auch dort mehr Unbequemlichkeit als Lust. Die Wählenden hatten sich ins Allerheiligste zurückgezogen, in welchem weitläufige Ceremonien die Stelle einer bedächtigen Wahlüberlegung vertraten. Nach langem Harren, Drängen und Wogen vernahm dann zuletzt das Volk den Namen Josephs des Zweiten, der zum römischen König ausgerufen wurde.

Der Zudrang der Fremden in die Stadt ward nun immer stärker. Alles fuhr und ging in Gallakleidern, so daß man zuletzt nur die ganz goldenen Anzüge bemerkenswerth fand. Kaiser und König waren schon in Hausenstamm, einem gräßlich Schönborn'schen Schlosse, angelangt und wurden dort herkömmlich begrüßt und willkommen geheißen; die Stadt aber feierte diese wichtige Epoche durch geistliche Feste sämtlicher Religionen, durch Hochämter und Predigten und von weltlicher Seite, zur Begleitung des Te-Deum, durch unablässiges Kanoniren.

Hätte man alle diese öffentlichen Feierlichkeiten von Anfang bis hierher als ein überdachtes Kunstwerk angesehen, so würde man nicht mehr viel daran auszusetzen gefunden haben. Alles war gut vorbereitet; allmählig fingen die öffentlichen Auftritte an und wurden immer bedeutender; die Menschen wuchsen an Zahl, die Personen an Würde, ihre

Umgebungen wie sie selbst an Pracht; und also stieg es mit jedem Tage, so daß zuletzt auch ein vorbereitetes gefasstes Auge in Verwirrung gerieth.

Der Einzug des Churfürsten von Mainz war prächtig und imposant. Wir waren dadurch nicht wenig gelendet worden. Nun aber spannte sich unsere Erwartung auf's Höchste, als es hieß: der Kaiser und der künftige König näherten sich der Stadt. In einiger Entfernung von Sachsenhausen war ein Zelt errichtet, in welchem der ganze Magistrat sich aufhielt, um dem Oberhaupte des Reichs die gehörige Verehrung zu bezeigen und die Stadtschlüssel anzubieten. Weiter hinaus auf einer schönen geräumigen Ebene stand ein anderes, ein Prachtzelt, wohin sich die sämtlichen Churfürsten und Wahlbotschafter zum Empfange der Majestäten verfügten, indeß ihr Gefolge sich den ganzen Weg entlang erstreckte, um nach und nach, wie die Reihe an sie käme, sich wieder gegen die Stadt in Bewegung zu setzen und gehörig in den Zug einzutreten. Nun fuhr der Kaiser bei dem Zelte an, betrat solches und nach ehrfurchtsvollem Empfange beurlaubten sich die Churfürsten und Gesandten, um ordnungsgemäß dem höchsten Herrscher den Weg zu bahnen.

Wir andern, die wir in der Stadt geblieben waren, um diese Pracht innerhalb der Mauern und Straßen noch mehr zu bewundern, als es auf freiem Felde hätte geschehen können, wir waren durch das,

von der Bürgerschaft in den Gassen aufgestellte Spalier, durch den Zudrang des Volkes, durch mancherlei dabei vorkommende Späße und Unschicklichkeiten, einstweilen gar wohl unterhalten, bis uns das Geläute der Glocken und der Kanonendonner die unmittelbare Nähe des Herrschers ankündigten. Was einem Frankfurter besonders wohl thun mußte, war, daß bei dieser Gelegenheit, bei der Gegenwart so vieler Souveräne und ihrer Repräsentanten, die Reichsstadt Frankfurt auch als ein kleiner Souverän erschien. Denn ihr Stallmeister eröffnete den Zug; Reitpferde mit Wappendecken, worauf der weiße Adler im rothen Felde sich gar gut ausnahm, folgten ihm, so wie nicht minder Bediente und Officianten, Pauker und Trompeter und Deputirte des Rathes, von Rathsbedienten in der Staatslivree zu Fuße begleitet. Hieran schloßen sich die drei Compagnien der Bürger-Cavallerie, sehr wohl beritten. Wir erfreuten uns an dem Mitgeföhle dieser Ehre und an dem Hunderttausendtheilchen einer Souveränität, welche gegenwärtig in ihrem vollen Glanze erschien. Die verschiedenen Gefolge des Reichserbmarschalls und der, von den sechs weltlichen Churfürsten abgeordneten Wahlgesandten zogen sodann schrittweise einher. Keines derselben bestand aus weniger als zwanzig Bedienten und zwei Staatswagen, bei einigen aus einer noch größeren Anzahl.

Das Gefolge der geistlichen Churfürsten war

nun immer im Steigen; die Bedienten und Haus-
 Officianten schienen unzählig; Chur-Cöln und Chur-
 Trier hatten über zwanzig Staatswagen; Chur-
 Mainz allein eben so viel. Die Dienerschaft zu Pfer-
 de und zu Fuß war durchaus auf's prächtigste geklei-
 det; die Herren in den Equipagen, geistliche und
 weltliche, hatten es auch nicht fehlen lassen, reich
 und ehrwürdig angethan und geschmückt mit allen
 Ordenszeichen zu erscheinen. Das Gefolge der Kai-
 serlichen Majestät übertraf, wie billig, noch die
 übrigen. Die Vereiter, die Handpferde, die Reit-
 zeuge, Schabracken und Decken zogen Aller Augen
 auf sich und sechzehn sechsspännige Gallawagen der
 Kaiserlichen Kammerherren, Geheimenräthe, des
 Oberstkämmerers, Obersthofmeisters, Oberststallmei-
 sters beschlossen mit großem Prunk diese Abtheilung
 des Zuges, welche, ungeachtet ihrer Pracht und
 Ausdehnung, doch nur der Vortrab seyn sollte.

Nun aber concentrirte sich die Reihe, indem
 sich Würde und Pracht steigerten, immer mehr.
 Denn unter einer ausgewählten Begleitung eigener
 Hausdienerschaft, die Meisten zu Fuß, Wenige zu
 Pferde, erschienen die Wahlbotschafter, so wie die
 Churfürsten in Person nach aufsteigender Ordnung,
 jeder in einem prächtigen Staatswagen. Unmittel-
 bar hinter Chur-Mainz kündigten zehn Kaiserliche
 Lauser, ein und vierzig Lackeien und Heiducken die
 Majestäten selbst an. Der prächtigste Staatswagen,

auch im Rücken mit einem ganzen Spiegelglas versehen, mit Malerei, Lackirung, Schnitzwerk und Vergoldung ausgeziert, mit rothem gestickten Sammt obenher und inwendig bezogen, ließ uns ganz bequem Kaiser und König, die längst erwünschten Häupter, in aller ihrer Herrlichkeit betrachten.

Man hatte den Zug einen weiten Umweg geführt, theils aus Nothwendigkeit, damit er sich nun entfalten könne, theils um ihn der großen Menge Menschen sichtbar zu machen. Er war durch Sachsenhausen, über die Brücke, die Zubrgasse, sodann in die Zeile heruntergegangen, und wendete sich nach der inneren Stadt durch die Katharinenpforte, ein ehemaliges Thor und seit der Erweiterung der Stadt ein offener Durchgang. Hier hatte man glücklich bedacht, daß die äußere Herrlichkeit der Welt seit einer Reihe von Jahren sich immer mehr in die Höhe und Breite ausdehnt. Man hatte gemessen und gefunden, daß durch diesen Thorweg, durch welchen so mancher Fürst und Kaiser aus- und eingezogen, der jetzige kaiserliche Staatswagen, ohne mit seinem Schnitzwerke und andern Außerlichkeiten anzustoßen, nicht hindurchkommen könne. Man berathschlugte und zur Vermeidung eines unbequemen Umweges entschloß man sich, das Pflaster aufzuheben und eine sanfte Ab- und Auffahrt zu veranstalten. In eben dem Sinne hatte man auch alle Wetterdächer der Läden und Buden in den Straßen

ausgehoben, damit weder die Krone, noch der Adler, noch die Genien Anstoß und Schaden nehmen möchten.

So sehr wir auch, als dieß kostbare Gefäß mit so kostbarem Inhalte sich uns näherte, auf die hohen Personen unsere Augen gerichtet hatten, so konnten wir doch nicht umhin, unsern Blick auf die herrlichen Pferde, das Geschirr und dessen Posamentenschmuck zu wenden. Besonders aber fielen uns die wunderlichen, beide auf den Pferden sitzenden Kutscher und Vorreiter auf. Sie sahen wie aus einer andern Nation, ja wie aus einer andern Welt aus, in langen, schwarz und gelbsamntenen Röcken und Kappen mit großen Federbüschen, nach kaiserlicher Hofsitte. Nun drängte sich so viel zusammen, daß man wenig mehr unterscheiden konnte. Die Schweizergarde zu beiden Seiten des Wagens, der Erbmarschall, das sächsische Schwert aufwärts in der rechten Hand haltend, die Feldmarschälle als Anführer der kaiserlichen Gardien hinter dem Wagen reitend, die kaiserlichen Edelknaben in Masse und endlich die Hartschiergarde selbst, in schwarzsamntenen Flügelröcken, alle Röcke reich mit Gold gallonirt; darunter rothe Leibröcke und lederfarbene Kamisole, gleichfalls reich mit Gold besetzt. Man kam vor lauter Sehen, Deuten und Hinweisen gar nicht zu sich selbst; so daß die nicht minder prächtig gekleideten Leibgarden der Churfürsten kaum beachtet wurden. Ja wir hät-

ten uns vielleicht von den Fenstern zurückgezogen, wenn wir nicht noch unsern Magistrat, der in fünfzehn zweispännigen Kutschen den Zug beschloß, und besonders in der letzten den Rathschreiber mit den Stadtschlüsseln auf rothsammetenen Kissen, hätten in Augenschein nehmen wollen. Daß unsere Grenadier-Compagnie das Ende deckte, dächte uns auch ehrenvoll genug, und wir fühlten uns als Deutsche und als Frankfurter von diesem Ehrentage doppelt und höchlich beglückt.

Wir hatten in einem Hause Platz genommen, wo der Aufzug, wenn er aus dem Dom zurück kam, ebenfalls wieder an uns vorbei mußte. Des Gottesdienstes, der Musik, der Ceremonien und Feierlichkeiten, der Anreden und Antworten, der Vorträge und Vorlesungen waren in Kirche, Chor und Conclave so viel, bis es zur Beschwörung der Wahlkapitulation kam, daß wir Zeit genug hatten, eine vortreffliche Collation einzunehmen und auf die Gesundheit des alten und neuen Herrschers manche Flasche zu leeren. Das Gespräch verlor sich indes, wie es bei solchen Gelegenheiten zu gehen pflegt, in die vergangene Zeit und es fehlte nicht an bejahrten Personen, welche der früheren vor der gegenwärtigen den Vorzug gaben; wenigstens in Absicht auf ein gewisses menschliches Interesse und eine leidenschaftliche Theilnahme, welche dabei vorgewaltet.

Bei Franz des Ersten Krönung war noch nicht

Alles so ausgemacht wie gegenwärtig; der Friede war noch nicht abgeschlossen; Frankreich, Chur-Brandenburg und Chur-Pfalz widersehten sich der Wahl; die Truppen des künftigen Kaisers standen bei Heidelberg, wo er sein Hauptquartier hatte und beinahe wären die, von Aachen heraufkommenden Reichsinsignien von den Pfälzern hinweggenommen worden. Indessen unterhandelte man doch und nahm von beiden Seiten die Sache eben nicht auf's strengste; Maria Theresia selbst kam, um die endlich durchgesetzte Krönung ihres Gemals in Person zu sehen. Sie traf zu Aschaffenburg ein und bestieg eine Nacht, um sich nach Frankfurt zu begeben. Franz, von Heidelberg aus, denkt seiner Gattinn zu begegnen; allein er kommt zu spät, sie ist bereits abgefahren. Ungekannt wirft er sich in einen kleinen Nachen, eilt ihr nach, erreicht ihr Schiff und das liebende Paar erfreut sich dieser überraschenden Zusammenkunft. Das Märchen davon verbreitet sich sogleich und alle Welt nimmt Theil an diesem zärtlichen, mit Kindern reich gesegneten Ehepaare, das seit seiner Verbindung so unzertrennlich gewesen, daß sie schon einmal auf einer Reise von Wien nach Florenz an der Venetianischen Gränze Quarantäne halten mußten.

Maria Theresia wird in der Stadt mit Jubel bewillkommt; sie betritt den Gasthof zum römischen Kaiser, indeß auf der Bornheimer-Heide das große

Zelt zum Empfange ihres Gemals errichtet ist. Dort findet sich von den geistlichen Churfürsten nur Mainz allein; von den Abgeordneten der weltlichen nur Sachsen, Böhmen und Hannover. Der Einzug beginnt, und was ihm an Vollständigkeit und Pracht abgehen mag, ersetzte reichlich die Gegenwart einer schönen Frau. Sie steht auf dem Balkone des wohlgelegenen Hauses und begrüßt mit Vivatruf und Händeklatschen ihren Gemal. Das Volk stimmt ein, zum größten Enthusiasmus aufgeregt. Da die Großen nun auch einmal Menschen sind, so denkt der Bürger sie, wenn er sie lieben will, als seines Gleichen und das kann er am füglichsten, wenn er sie als liebende Gatten, als zärtliche Ältern, als anhängliche Geschwister, als treue Freunde sich vorstellen darf. Man hatte damals alles Gute gewünscht und prophezeit, und heute sah man es erfüllt an dem erstgeborenen Sohne, dem Jedermann wegen seiner schönen Jünglingsgestalt geneigt war und auf den die Welt bei den hohen Eigenschaften, die er ankündigte, die größten Hoffnungen setzte.

Wir hatten uns ganz in die Vergangenheit und Zukunft verloren, als einige eintretende Freunde uns wieder in die Gegenwart zurückriefen. Sie gehörten zu Jenen, die den Werth einer Neuigkeit einsehen und deswegen sich beeilen, solche zuerst zu verkündigen. Sie wußten auch einen schönen, menschlichen Zug dieser hohen Personen zu erzählen, die wir

so eben im größten Prunk vorbeiziehen gesehen hatten. Es war nämlich verabredet worden, daß unterwegs zwischen Hausenstamm und jenem großen Gezelte, Kaiser und König den Landgrafen von Darmstadt im Walde antreffen sollten. Dieser alte, dem Grabe sich nähernde Fürst wollte noch einmal den Herrn sehen, dem er in früherer Zeit sich gewidmet. Beide mochten sich jenes Tages erinnern, als der Landgraf das Decret der Churfürsten, das Franzen zum Kaiser erwählte, nach Heidelberg überbrachte und die erhaltenen kostbaren Geschenke durch die Bethuerung einer unverbrüchlichen Anhänglichkeit erwiederte. Diese hohen Personen standen in einem Lannicht und der Landgraf, vor Alter schwach, hielt sich an eine Fichte, um das Gespräch noch länger fortsetzen zu können, das von beiden Theilen nicht ohne Nührung geführt wurde. Der Platz ward nachher auf eine anspruchlose Weise bezeichnet und wir jungen Leute sind einige Male dahingewandert.

So hatten wir mehrere Stunden mit Erinnerungen an das Alte und mit Erwägung des Neuen hingebracht, als der Zug abermal und zwar gedrängter an unseren Augen vorbeiwogte, und wir konnten das Einzelne näher beobachten, bemerken und uns für die Zukunft einprägen.

Von dem Augenblicke an war die Stadt in ununterbrochener Bewegung; denn bis Alle und Jede, denen es zukommt und von denen es gefordert wird,

den höchsten Häuptern ihre Aufwartung gemacht und denselben einzeln sich dargestellt hatten, war des Hin- und Wiederziehens kein Ende und man konnte den Hofstaat eines Jeden der hohen Gegenwärtigen, ganz bequem im Einzelnen wiederholen.

Nun kamen auch die Reichsinsignien heran. Damit es aber auch hier nicht an hergebrachten Händeln fehlte, mußten sie, wegen einer Territorial- und Geleitsstreitigkeit zwischen Chur - Mainz und der Stadt, auf freiem Felde den halben Tag bis in die späte Nacht zubringen. Die Letztere gab nach; die Mainzischen geleiteten die Insignien bis an den Schlagbaum und somit war die Sache für diesmal abgethan.

In diesen Tagen kam ich nicht zu mir selbst. Zu Hause gab es zu schreiben und zu kopiren; sehen wollte und sollte man Alles; und so ging der März zu Ende, dessen zweite Hälfte für uns so festreich gewesen war.

Der Krönungstag brach endlich an, den 3. April 1764. Das Wetter war günstig und alle Menschen in Bewegung. Man hatte mir nebst mehreren Verwandten und Freunden in dem Römer selbst, in einer der oberen Stagen, einen guten Platz angewiesen, wo wir das Ganze gut übersehen konnten. Mit dem Frühesten begaben wir uns an Ort und Stelle und beschauten nunmehr von Oben wie in der Vögel-Perspective die Anstalten, die wir Tages vorher

in näheren Augenschein genommen hatten. Da war der neu errichtete Springbrunnen mit zwei großen Rufen rechts und links, in welche der Doppeladler auf dem Ständer, weißen Wein jenseits und rothen dießseits aus seinen zwei Schnäbeln ausgießen sollte. Aufgeschüttet zu einem Haufen lag dort der Hafer; hier stand die große Breterhütte, in der man schon einige Tage den ganzen fetten Ochsen an einem ungeheuern Spieße braten und schmoren sah. Alle Zugänge, die vom Römer aus dahin und von den andern Straßen nach dem Römer führen, waren zu beiden Seiten durch Schranken und Wachen gesichert. Der große Platz füllte sich nach und nach und das Wogen und Drängen ward immer stärker und bewegter, weil die Menge, wo möglich, immer nach der Gegend hinstrebte, wo ein neuer Auftritt erschien und etwas Besonderes angekündigt wurde.

Bei alle dem herrschte eine ziemliche Stille und als die Sturmglocke geläutet wurde, schien das ganze Volk von Schauer und Erstaunen ergriffen. Was nun zuerst die Aufmerksamkeit Aller, die von Oben herab den Platz übersehen konnten, erregte, war der Zug, in welchem die Herren von Aachen und Nürnberg die Reichskleinodien nach dem Dome brachten. Diese hatten als Schutzheiligthümer den ersten Platz im Wagen eingenommen und die Deputirten saßen vor ihnen in anständiger Verehrung auf dem Rücksitze. Nunmehr begaben sich die drei Churfürsten in

den Dom. Nach Überreichung der Insignien an Chur-Mainz wurden Krone und Schwert sogleich nach dem kaiserlichen Quartiere gebracht. Die weitern Anstalten und Ceremonien beschäftigten mittlerweile die Hauptpersonen, so wie die Zuschauer in der Kirche, wie wir Andern Unterrichteten uns wohl denken konnten.

Vor unsern Augen fuhren indessen die Gesandten auf den Römer, aus welchem der Baldachin von Unter-Officiern in das kaiserliche Quartier getragen wird. Sogleich besteigt der Erbmarschall, Graf Pappenheim, sein Pferd; ein sehr schöner, schlank gebildeter Herr, den die spanische Tracht, das reiche Wamms, der goldene Mantel, der hohe Federhut und die gestrählten fliegenden Haare sehr wohl kleideten. Er setzt sich in Bewegung, und unter dem Geläute aller Glocken folgen ihm zu Pferde die Gesandten nach dem kaiserlichen Quartiere in noch größerer Pracht als am Wahltag. Dort hätte man nun auch seyn mögen; wie man überhaupt sich an diesem Tage durchaus zu vervielfältigen wünschte. Wir erzählten einander indessen, was dort vorgehe. Nun zieht der Kaiser seinen Hausornat an, sagten wir, eine neue Bekleidung nach dem Muster der carolingischen verfertigt. Die Erbämter erhalten die Reichsinsignien und setzen sich damit zu Pferde. Der Kaiser im Ornate, der römische König im spanischen Habit, besteigen gleichfalls ihre Rosse und, indem dieses ge-

schiebt, hat sie uns der vorausgeschrittene unendliche Zug bereits angemeldet.

Das Auge war schon ermüdet durch die Menge der reich gekleideten Dienerschaft und der übrigen Behörden, durch den stattlich einherwandernden Adel und als nunmehr die Wahlbotschafter, die Erbämter und zuletzt unter dem reichgestickten, von zwölf Schöffen und Rathsherrn getragenen Baldachine der Kaiser in romantischer Kleidung, zur Linken, etwas hinter ihm, sein Sohn in spanischer Tracht, langsam auf prächtig geschmückten Pferden einerschwebten, war das Auge nicht mehr sich selbst genug. Man hätte gewünscht, durch eine Zauberformel die Erscheinung nur einen Augenblick fesseln zu können; aber die Herrlichkeit zog unaufhaltsam vorbei und den kaum verlassenen Raum erfüllte sogleich wieder das hereinwogende Volk.

Nun aber entstand ein neues Gedränge: denn es mußte ein anderer Zugang von dem Markte her nach der Römerthür eröffnet und ein Breiterweg aufgebrückt werden, welchen der aus dem Dom zurückkehrende Zug beschreiten sollte.

Was im Dome vorgegangen, die unendlichen Ceremonien, welche die Salbung, die Krönung, den Ritterschlag vorbereiten und begleiten, dieß Alles ließen wir uns in der Folge gar gern von Jenen erzählen, die manches Andere aufgeopfert hatten, um in der Kirche gegenwärtig zu seyn.

Wir Andern verzehrten indessen auf unseren Plätzen eine frugale Mahlzeit; denn wir mußten an dem festlichsten Tage, den wir erlebten, uns mit kalter Küche bescheiden. Dagegen war aber der beste und älteste Wein aus allen Familienkellern herbei gebracht worden, so daß wir, von dieser Seite wenigstens, dieß alterthümliche Fest alterthümlich feierten.

Auf dem Plage war jetzt das Sehenswürdigste die fertig gewordene und mit roth- und gelb- und weißem Tuche überlegte Brücke, und wir sollten den Kaiser, den wir zuerst im Wagen, dann zu Pferde sitzend angestaunt, nun auch zu Fuße wandelnd bewundern. Und sonderbar genug, auf das Letzte freuten wir uns am meisten; denn uns bedünkte diese Weise sich darzustellen, so wie die natürlichste, also auch die würdigste.

Ältere Personen, welche der Krönung Franz des Ersten beigewohnt hatten, erzählten: Maria Theresia, über die Massen schön, habe jener Feierlichkeit an einem Balkonfenster des Hauses Frauenstein, gleich neben dem Römer zugesehen. Als nun ihr Gemal in der seltsamen Verkleidung aus dem Dome zurückgekommen und sich ihr so zu sagen als ein Gespenst Karls des Großen dargestellt, habe er wie zum Scherz beide Hände erhoben und ihr den Reichsapfel, den Szepter und die wundersamen Handschuhe hingewiesen, worüber sie in ein unendliches

Lachen ausgebrochen; welches dem ganzen zuschauenden Volke zur größten Freude und Erbauung gedient; indem es darin das natürliche und gute Ehegattenverhältniß des allerhöchsten Paares der Christenheit zu sehen gewürdiget worden. Als aber die Kaiserinn, ihren Gemal zu begrüßen, das Schnupftuch geschwungen und ihm selbst ein lautes Vivat zugerufen, sei der Enthusiasmus und der Jubel des Volkes auf's Höchste gestiegen, so daß das Freudengeschrei gar kein Ende habe finden wollen.

Nun verkündigte der Glockenschall und nun die Vordersten des langen Zuges, die langsamen Schrittes über die bunte Brücke einherwallten, daß Alles gethan sei. Die Aufmerksamkeit war jetzt größer denn je, der Zug deutlicher als vorher, besonders für uns, da er jetzt gerade nach uns zuing. Wir sahen ihn so wie den ganzen vom Volke erfüllten Platz beinahe im Grundriß. Nur zu sehr drängte sich jedoch am Ende die Pracht; denn die Gesandten, die Erbämter, Kaiser und König unter dem Balbachin, die drei geistlichen Churfürsten, die sich anschlossen, die schwarz gekleideten Schöffen und Rathsherren, der goldgestickte Himmel, Alles schien nur Eine Masse zu seyn, die nur von Einem Willen bewegt. prächtig-harmonisch und, so eben unter dem Geläute der Glocken aus dem Tempel tretend, als ein heiliges Bild uns entgegen strahlte.

Eine politisch-religiöse Feierlichkeit hat einen

unendlichen Reiz. Wir sahen die irdische Majestät vor Augen, umgeben von allen Symbolen ihrer Macht; aber indem sie vor der himmlischen sich beugt, bringt sie uns die Gemeinschaft beider vor die Sinne. Denn auch der Einzelne vermag seine Verwandtschaft mit der Gottheit nur dadurch zu bethätigen, daß er sich unterwirft und anbetet.

Der von dem Markte her ertönende Jubel verbreitete sich nun auch über den großen Platz und ein ungestümes Vivat erscholl aus tausend und abermal tausend Kehlen und gewiß auch aus den Herzen. Denn dieses große Fest sollte ja das Pfand eines dauerhaften Friedens werden, der auch wirklich lange Jahre hindurch Deutschland beglückte.

Mehrere Tage vorher war durch öffentlichen Ausruf bekannt gemacht worden, daß weder die Brücke noch der Adler über dem Brunnen preisgegeben sei und also vom Volke nicht angetastet werden dürfe. Dieß geschah, um manches bei solchem Anstürmen unvermeidliche Unglück zu verhüten. Um jedoch dem Genius des Pöbels dennoch Etwas zu opfern, gingen eigens bestellte Personen hinter dem Zuge her, lösten das Tuch von der Brücke, wickelten solches Ballenweise zusammen und warfen es in die Luft. Hierdurch entstand nun zwar kein Unglück, aber ein lächerliches Unheil: denn das Tuch entrollte sich in der Luft und bedeckte, wie es niederfiel, eine größere oder geringere Anzahl Menschen. Diejenigen nun,

welche die Enden faßten und solche an sich zogen, rißen alle die Mittleren zu Boden und umhüllten und ängstigten sie so lange, bis sie sich durchgerissen oder durchgeschnitten und jeder nach seiner Weise einen Zipfel dieses, durch die Fußtritte der Majestäten geheiligten Gewebes davon getragen hatte.

Dieser wilden Belustigung sah ich nicht lange zu, sondern eilte von meinem hohen Standorte durch allerlei Treppen und Gänge hinunter an die große Römerstiege, wo die, aus der Ferne angestaunte, eben so vornehme als herrliche Masse heraufwallen sollte. Das Gedränge war nicht groß, weil die Zugänge des Rathhauses wohl besetzt waren und ich kam glücklich unmittelbar oben an das eiserne Geländer. Nun stiegen die Hauptpersonen an mir vorüber, indem das Gefolge in den untern Gewölbängen zurück blieb, und ich konnte sie auf der dreimal gebrochenen Treppe von allen Seiten und zuletzt ganz in der Nähe betrachten.

Endlich kamen auch die beiden Majestäten herauf. Vater und Sohn waren wie Menächmen überein gekleidet. Des Kaisers Hausornat von purpurfarbener Seide, mit Perlen und Steinen reich verziert, so wie Krone, Szepter und Reichsapfel fielen wohl in die Augen; denn Alles war neu daran und die Nachahmung des Alterthums geschmackvoll. So bewegte er sich auch in seinem Anzuge ganz bequem und sein treuherzig würdiges Gesicht gab zugleich

den Vater und den Kaiser zu erkennen. Der junge König hingegen schleppte sich in den ungeheuern Gewandstücken mit den Kleinodien Karls des Großen wie in einer Verkleidung umher, so daß er selbst, von Zeit zu Zeit seinen Vater ansehend, des Lächelns sich nicht enthalten konnte. Die Krone, welche man sehr hatte füttern müssen, stand wie ein übergreifendes Dach vom Haupte ab. Die Dalmatik, die Stola, so gut sie auch angepaßt und eingnäht worden, gewährten dessen ungeachtet kein vortheilhaftes Aussehen. Zepter und Reichsapfel setzten in Verwunderung; aber man konnte sich nicht läugnen, daß man lieber eine mächtige, dem Anzuge gewachsene Gestalt, um der günstigen Wirkung willen, damit bekleidet und geschmückt gesehen hätte.

Raum waren die Pforten des großen Saales hinter diesen Gestalten wieder geschlossen, so eilte ich wieder auf meinen vorigen Platz, der, von Andern bereits eingenommen, mir nur mit einiger Noth wieder zu Theil wurde.

Es war eben die rechte Zeit, daß ich von meinem Fenster wieder Besitz nahm: denn das Merkwürdigste, was öffentlich zu erblicken war, sollte nun eben vorgehen. Alles Volk hatte sich gegen den Römer zu gewendet, und ein abermaliges Wivatschreien gab uns zu erkennen, daß der Kaiser und der König an dem Balkonfenster des großen Saales in ihrem Ornate dem Volke sich zeigten. Aber sie

sollten nicht bloß zum Schauspieler dienen, sondern vor ihren Augen sollte selbst ein seltsames Schauspiel vorgehen. Vor Allem schwang sich nun der schöne, schlanke Erbmarschall auf sein Roß, er hatte das Schwert abgelegt, in seiner Rechten hielt er ein silbernes, gehenkelttes Gefäß, in der Linken ein Streichblech. So ritt er in den Schranken auf den großen Haferhaufen zu, sprengte hinein, schöpfte das Gefäß übervoll, strich es ab und trug es mit großem Anstande wieder zurück. Der kaiserliche Marstall war nun versorgt. Hierauf ritt eben so der Kämmerer auf jene Gegend zu und brachte ein Handbecken nebst Gießfaß und Handquehle zurück. Unterhaltender aber für die Zuschauer war der Erbschensel, der ein Stück von dem gebratenen Ochsen zu holen kam. Auch er ritt mit einer silbernen Schüssel durch die Schranken bis zu der großen Breterküche und kam bald mit verdecktem Gericht wieder hervor, seinen Weg nach dem Römer zu nehmend. Die Reihe traf nun den Erbschenken, der zu dem Springbrunnen ritt und Wein holte. So war nun auch die kaiserliche Tafel bestellt und Aller Augen warteten auf den Erbschatzmeister, der das Geld auswerfen sollte. Auch er bestieg ein schönes Roß, dem zu beiden Seiten des Sattels statt der Pistolenhälftern ein paar prächtige, mit dem churpfälzischen Wappen gestickte Beutel anhängen. Kaum hatte er sich in Bewegung gesetzt, als er in diese

Taschen griff und rechts und links Gold- und Silbermünzen freigebig austreute, die jedesmal in der Luft als ein metallener Regen gar lustig glänzten. Tausend Hände zappelten augenblicklich in der Höhe, um die Gaben aufzufangen. Kaum aber waren die Münzen niedergefallen, so wühlte die Masse in sich selbst gegen den Boden und rang gewaltig um die Stücke, welche zur Erde mochten gekommen seyn. Da nun diese Bewegung von beiden Seiten sich immer wiederholte, wie der Geber vorwärts ritt, so war es für die Zuschauer ein sehr belustigender Anblick. Zum Schlusse ging es am allerlebhaftesten her, als er die Beutel selbst auswarf und Jeder noch diefen höchsten Preis zu erhaschen trachtete.

Die Majestäten hatten sich vom Balkone zurückgezogen und nun sollte dem Pöbel, der in solchen Fällen lieber die Gaben rauben als sie gelassen und dankbar empfangen will, abermal ein Opfer gebracht werden. In rohern und herbren Zeiten herrschte der Gebrauch, den Hafer, gleich nachdem der Erbmarschall das Theil weggenommen, den Springbrunnen, nachdem der Erbschenk, — die Küche, nachdem der Erbtruchseß sein Amt verrichtet, auf der Stelle Preis zu geben. Dießmal aber hielt man, um alles Unglück zu verhüten, so viel es sich thun ließ, Ordnung und Maß. Doch fielen die alten, schadenfrohen Späße wieder vor, daß, wenn Einer einen Sack Hafer aufgepackt hatte, der Andere ihm

ein Loch hinein schnitt und was dergleichen Artigkeiten mehr waren. Um den gebratenen Ochsen aber wurde diesmal wie sonst ein ernstlicher Kampf geführt. Man konnte sich denselben nur in Masse streitig machen. Zwei Innungen, die Metzger und die Weinschröter, hatten sich hergebrachter Massen wieder so postirt, daß einer von beiden dieser ungeheure Braten zu Theil werden mußte. Die Metzger glaubten das größte Recht an einem Ochsen zu haben, den sie unzerstückt in die Küche geliefert; die Weinschröter dagegen machten Anspruch, weil die Küche in der Nähe ihres junstmäßigen Aufenthaltes erbaut war, und weil sie das letzte Mal obgesiegt hatten; wie denn auch aus dem vergitterten Giebelfenster ihres Junst- und Versammlungshauses die Hörner jenes erbeuteten Stieres als Siegeszeichen hervorstarrend zu sehen waren. Beide zahlreiche Innungen hatten sehr tüchtige und kräftige Mitglieder; wer aber diesmal den Sieg davon getragen, ist mir nicht mehr erinnerlich.

Wie nun aber eine Feierlichkeit dieser Art mit etwas Gefährlichem und Schreckhaftem schließen soll, so war es wirklich ein fürchterlicher Anblick, als die breiterne Küche selbst Preis gegeben wurde. Das Dach derselben wimmelte sogleich von Menschen, ohne daß man wußte, wie sie hinaufgekommen; die Breter wurden losgerissen und heruntergestürzt; so daß man besonders in der Ferne denken mußte, ein

jedes werde ein Paar der Andringenden todtſchlagen. In einem Nu war die Hütte abgedeckt und einzelne Menschen hingen an Sparren und Balken, um auch dieſe aus den Fugen zu reißen; ja Manche ſchwebten noch oben herum, als ſchon unten die Pfoſten abgeſägt waren, das Gerippe hin und wieder ſchwankte und jähen Einſturz drohte. Zarte Perſonen wandten die Augen hinweg, und Jedermann erwartete ſich ein großes Unglück; allein man hörte nicht einmal von einer Beſchädigung und Alles war, obgleich heftig und gewaltsam, doch glücklich vorübergegangen.

Jederman wußte nun, daß Kaiſer und König aus dem Kabinet, wohin ſie vom Balkon abgetreten, ſich wieder hervorbegeben und in dem großen Römertiſſaale ſpeiſen würden. Man hatte die Anſtalten dazu Tages vorher bewundern können und mein ſehlichſter Wunsch war, heute wo möglich nur Einen Blick hinein zu thun. Ich begab mich daher auf gewohnten Pfaden wieder an die große Treppe, welche der Thür des Saales gerade gegenüber ſteht. Hier ſtaunte ich nun die vornehmen Perſonen an, welche ſich heute als Diener des Reichsoberhauptes bekannten. Vier und vierzig Grafen, die Speiſen aus der Küche hervortragend, zogen an mir vorbei, alle prächtig gekleidet; ſo daß der Kontrakt ihres Anſtandes mit der Handlung für einen Knaben wohl ſinnverwirrend ſeyn konnte. Das Gedränge war nicht

groß, doch wegen des kleinen Raumes merklich genug. Die Saalthüre war bewacht; indessen gingen die Befugten häufig aus und ein. Ich erblickte einen Pfälzischen Haus-Officianten, den ich anredete, ob er mich mit hineinbringen könnte. Er besann sich nicht lange, gab mir eines der silbernen Gefäße, die er eben trug; was er um so eher thun konnte, als ich sauber gekleidet war und so gelangte ich denn in das Heiligthum. Das Pfälzische Büffet stand links unmittelbar an der Thür und mit einigen Schritten befand ich mich auf der Erhöhung desselben hinter den Schranken.

Am andern Ende des Saales, unmittelbar an den Fenstern, saßen, auf Thronstufen erhöht, unter Baldachinen, Kaiser und König in ihren Ornatn Krone und Zepter aber lagen auf goldenen Kissen rückwärts in einiger Entfernung. Die drei geistlichen Churfürsten hatten ihre Büffets hinter sich, auf einzelnen Estraden Platz genommen: Chur-Mainz den Majestäten gegenüber, Chur-Köln zur Rechten und Chur-Trier zur Linken. Dieser obere Theil des Saales war würdig und erfreulich anzusehen und erregte die Bemerkung, daß die Geistlichkeit sich stets so lange als möglich mit dem Herrscher halten mag. Dagegen ließen die, zwar prächtig aufgeputzten aber herrenleeren Büffette und Tische der sämtlichen weltlichen Churfürsten an das Mißverständniß denken, welches zwischen ihnen und dem

Reichsoberhaupten durch Jahrhunderte allmählig entstanden war. Die Gesandten derselben hatten sich schon entfernt, um in einem Seitenzimmer zu speisen, und wenn der größte Theil des Saaleseins gespensterhaftes Ansehen dadurch bekam, daß so viele unsichtbare Gäste auf das Prachtigste bedient wurden, so war eine große unbesezte Tafel in der Mitte noch betrübter anzuschauen; denn hier standen noch alle Couverte leer; weil alle die, welche allenfalls ein Recht hatten, sich daran zu setzen, Anstandshalber, um an dem größten Ehrentage ihrer Ehre nichts zu vergeben, ausblieben, wenn sie auch dormalen in der Stadt sich befanden.

Viele Betrachtungen anzustellen, erlaubten mir weder meine Jahre, noch das Gedränge der Gegenwart. Ich bemühte mich, Alles möglichst ins Auge zu fassen und als der Nachtsch aufgetragen wurde, da die Gesandten, um ihren Hof zu machen, wieder herein traten, suchte ich das Freie und wußte mich bei guten Freunden in der Nachbarschaft nach dem heutigen Halbfasten wieder zu erquicken und zu den Illuminationen des Abends vorzubereiten.

Vor den Häusern einiger Gesandten, wo man prächtige Illuminationen angebracht hatte (die Churpfälzische zeichnete sich vorzüglich aus) war es so hell wie es nur am Tage seyn kann. Wir bewunderten die verschiedenen glänzenden Darstellungen und die feenmäßigen Flammengebäude, womit immer ein

Gesandter den andern zu überbieten gedacht hatte. Die Anstalt des Fürsten Esterhazy jedoch übertraf alle die übrigen. Unsere kleine Gesellschaft war von der Erfindung und Ausführung derselben entzückt. Dieser hohe Botschafter hatte nämlich, um diesen hohen Tag zu ehren, sein ungünstig gelegenes Quartier ganz übergegangen und dafür die große Linden-Esplenade am Hofmarkt vorn mit einem farbig erleuchteten Portal, im Hintergrunde aber mit einem wohl noch prächtigeren Prospective verzieren lassen. Die ganze Einfassung bezeichneten Lampen. Zwischen den Bäumen standen Lichtpyramiden und Kugeln auf durchscheinenden Piedestalen. Von einem Baum zum andern zogen sich leuchtende Guirlanden, an welchen Hängeleuchter schwebten. An mehreren Orten vertheilte man Brot und Würste unter das Volk und ließ es an Wein nicht fehlen. So verbrachten wir den größten Theil der Nacht auf das heiterste und glücklichste und noch im Alter umschweben uns die Bilder jener Krönungsfeierlichkeiten lebhaft.

Gelöbniß.

Einen Eid hob' ich geschworen,
Tugend, Deinen Pfad zu geh'n,
Mögen Schurken auch und Thoren
Hemmend mir im Wege steh'n.
Diesem Eide halt' ich Treue,
Unverbrüchlich bis zum Tod.
Ob der Abergiz auch schreie,
Ob mir Spott und Mißgunst droht.

Meine Straße will ich wandeln,
Führt sie auch nicht eben fort,
Wie ich fühle, will ich handeln,
Wie ich denke, sei mein Wort.
Macht auch Der und Jener Glossen,
Immerhin — mich sichts nicht an,
Immer wahr und unverdrossen
Folg' ich meiner stillen Bahn.

Was ich wohl für Tugend halte?

Frägt manch Geck, manch ein Pedant,
 Zieht den Mund in eine Falte,
 Lauernd wie ein Elefant. —
 Tief erkenn' ich, was sie heiße,
 Aber sagen kann ich's nicht.
 Ob das Wort auch trefflich gleiße,
 Ist's doch darum kein Gedicht!

Tugend ist kein prangend Reden,
 Voll Sentenzen und Moral,
 Wird aus lichten Sommerfäden
 Nimmer doch gewebt ein Schawl.
 Ist kein Drehen nach dem Winde,
 Wie er Jeglichem gefällt,
 Nicht für fremdes Thun die Binde,
 Die man vor die Augen hält.

Nennen bei dem rechten Namen
 Muß sie fremde Lasterthat,
 Streu'n der Wahrheit lichten Saamen
 Reißt auch nie die schöne Saat;
 Nicht den Mantel darf sie leihen,
 Der den Gleisner schlau verhüllt,
 Soll ihn laut vor Allen zeihen
 Daß ihn böß Gelüsten füllt.

Seine Larve muß sie reißen
 Von dem scheuen Angeficht,
 Und den frechen Trug zerspleißen,
 Den er um sein Wesen flieht;
 Folgen soll sie seinem Schatten,
 Wie die grimme Nemesis,
 Keine Ruhe ihm gestatten,
 Bis die Täuschung ganz zerriß.

Zwar ich weiß — nie wird's gelingen,
 Was ich fest bei mir beschloß,
 Heut zu Tag bleibt männlich Ringen
 Ohne Früchte, — hoffnungslos;
 Doch es hat ein ernstes Wollen
 Auch wohl seinen guten Werth,
 Wird im Jenseits sich vergolten,
 Wenn's die laue Welt nicht ehrt.

Wer um Lohn nur redlich strebte,
 Hat den Lohn bereits dahin,
 Weil er nur dem Mammon lebte,
 Ward ihm auch schon sein Gewinn!
 Wer da freudiglich entsagen
 Und des Glücks entbehren kann,
 Der mit Gott sein Kreuz getragen,
 Hat gelebt, gewirkt als Mann.

Und so hab' ich es geschworen,
 Männlich meinen Weg zu geh'n,
 Mögen Schurken oder Thoren
 Solchen Eid auch nicht versteh'n.
 Einer lebt, der ihn erkennet,
 Einer richtet, der ihn ehrt,
 Er, den keine Lippe nennet,
 Der durch Prüfung uns bewährt.

Er wird mir die Kraft erhalten,
 Treu zu bleiben jenem Schwur,
 Denn sein väterliches Walten
 Leuchtet nach der Tugend Spur;
 Und ich blicke still nach Oben,
 Wenn mir Spott und Mißgunst droht,
 Laß die Flamme — laß sie toben,
 Tugend stirbt ja nicht im Tod.

D. Red.

Der Rekrut.

(Erzählung von Joh. Bapt. Neckheim.)

Es war am Ostersonntage des Jahres 1809, als Agnes beim leisen Rufe des Ave-Maria-Glöckleins erwachte. Sie schlug das schwarze Auge auf, und blickte so sehnsuchtsvoll umher, als wollte sie noch einmal das eben entflohene Bild erhaschen. Doch schnell sich besinnend, sprang sie aus dem Bette, aus tiefer Brust aufseufzend: »O ginge doch dieser Traum in Erfüllung.« Behende kleidete sie sich an und eilte, nachdem sie vor dem kleinen Crucifixe, das inmitten mehrerer Heiligenbilder an der Wand ihres Kämmerleins hing, das Morgengebet gesprochen, in die Gaststube im oberen Geschoße des väterlichen Hauses, um Alles zum Empfange der heutigen Gäste vorzubereiten.

Es pflegte nämlich Meister Conrad, der Hammerschmied des Städtchens Weitra, einer alt herkömmlichen Sitte gemäß, die näheren Verwandten des Hauses alljährlich an diesem Tage bey sich zu

bewirthen. Da gab es für Agnes vieles zu schaffen, denn nicht nur, daß ihr allein, als der einzigen Tochter, die Besorgung des Hauswesens oblag, sondern sie sollte heute auch das erste Probestück der von Mutter Genovesa erlernten Kochkunst ablegen.

War nun gleich noch gestern spät am Abende die Schmiede wohl geordnet und gefegt, Hausflur und Vorhof, so wie auch die hölzerne Treppe glänzend gescheuert worden, so blieb dennoch auch für den heutigen Morgen ein gut Stück Arbeit übrig. Kein Auge sollte im Hause das kleinste Fleckchen Schmutz gewahren. Sie wischte daher sorgfältig den Staub von den Schränken und Stühlen und von der Bank, welche sich längs der Wand des Zimmers hinzog, fegte die Stube rein, überfuhr noch einmal mit einem Luche den braun lackirten Tisch von starkem Eichenholz, und rieb die messingenen Beschläge an den Schränken so lange, bis sie hell wie Gold flimmerten.

Nachdem diese Arbeit beendet war, eilte sie an's Fenster, um die Blumen, die sie den Winter hindurch emsig pflegte, und welche heute am gastlichen Tische prangen sollten, mit frischem Wasser zu begießen.

Die Sonne stieg eben glänzend empor und verkündete einen schönen Tag. Laue Morgenlüfte, wie sonst selten um diese Jahreszeit, zumal in jener rauhen Waldgegend, küßten die glühenden Wangen

des Mädchens und spielten mit dem schwarzen Haare, das ihr über die Schultern hinabfloß.

Ringsum herrschte noch tiefe Ruhe. Nicht wie sonst ertönte das Morgensied der munteren Gesellen, womit sie an den Werkeltagen frisch und rüstig zur Arbeit eilten. Der Hammer in der Schmiede, der sonst um solche Zeit den Anbruch des Morgens mit lauten Schlägen verkündete, lag heute in Fesseln, um nicht die feierliche Ruhe des Tages zu stören, und müßig stand das große Wellrad, das sonst, in geschäftigen Kreisen sich drehend, die zürnenden Wagen des Baches peitschte. Dieser selbst zog heute, gleichsam als fühle auch er die Feier des Tages, nicht wie sonst mit wildem Getöse, sondern ernst und stille an dem Hause vorüber.

Mittlerweile war in dem unteren Stübchen Meister Conrad erwacht; allein noch ein halbes Stündchen der behaglichen Ruhe pflegend, ließ er seinen Gedanken freies Spiel. Sie schweiften von dem heutigen Male, bei dem er den traulichen Kreis durch manches neue Pärchen, das des Himmels Band im Verlaufe der Zeit damit vereinigt hatte, erweitert zu sehen hoffte, im raschen Fluge nach der entlegenen Hauptstadt, wo sein Sohn Albrecht, der vor mehreren Monaten die akademische Laufbahn beendet hatte, noch immer verweilte, um für sein weiteres Fortkommen Sorge zu tragen. Endlich, nach langem vergeblichen Mühen — so lautete sein letz-

tes Schreiben — war es ihm nunmehr gelungen, die bestimmte Zusage einer baldigen Anstellung zu erlangen. Die Zwischenzeit — hatte er hinzugefügt — die er vielleicht noch vor dem Eintritte in seinen neuen Beruf erübrige, gedenke er, wo möglich, wieder einmal in seiner geliebten Heimat zuzubringen.

Diese Nachricht erfüllte das Herz des Vaters mit großer Freude; er las sie immer und immer wieder. So mochte wohl auch der Traum der heutigen Nacht entstanden seyn, der ihm auf die baldige Heimkehr Albrechts hinzudeuten schien. Während er sich die Freude des Wiedersehens recht lebhaft ausmalte, erwachte Genovesa an seiner Seite. Auch sie hatte einen ähnlichen Traum gehabt. Indes sie ihrem Manne hievon erzählte, trat Agnes und bald darauf ihr Bruder Joseph in die Stube. Kaum hatte die Mutter ihre Erzählung zu Ende gebracht, als Agnes voll Verwunderung ausrief: »Nun mögt Ihr auch meinen Traum hören. Ihr werdet gewiß auch eben so ergriffen seyn als ich, die ich mich noch kaum von meinem Staunen erholen kann. Mir träumte: ich ginge, ein Mädchen, nicht älter als damals, da Albrecht das letzte Mal heimkam, mit einigen Freundinnen in dem Hausbacher *) spazieren. Als wir an den Platz gelangten, wo das Lusthaus des Land-

*) Ein Wald bei Weitra.

grafen steht, war an dessen Stelle ein großes Schloß erbaut, um welches die schönsten und seltensten Blumen blühten. Die Bäume des Waldes standen dicht belaubt und in vollster Blüthe. In ihren Zweigen wiegten sich muntere Vögelein, die gar lieblich sangen. Wir standen eine Weile stille und lauschten dem frohen Waldgesange und wagten kaum zu athmen. Dann aber hüpfen wir vor Freude und klatschten in die Hände. Darüber erschrecken die scheuen Vögelein. Sie flogen auf und schwangen sich hoch in die Lüfte, bis sie das Auge nicht mehr erreichte. In dem Augenblicke tönte feierliches Geläute aus allen Gegenden zu uns herüber. Jetzt fiel mir ein, daß Ostersonntag sei, und Bruder Albrecht heimkommen werde. Ich wollte ihm von den schönsten Blumen einen Kranz winden, und bat die Freundinnen, mir zu helfen. Sie aber lachten mich aus und liefen davon. Ich pflückte nun allein die Blumen in meine Schürze, setzte mich in den Rasen nieder und fing an, Blume auf Blume zu reihen. Plötzlich fühlte ich mich von rückwärts umschlungen, ein fremder Mann verhüllte mir mit beiden Händen die Augen und fragte mich mit verstellter Stimme: »Wer ist's?« Es gelang mir, mich loszuwinden. Erschrocken sprang ich auf, doch sieh, Bruder Albrecht stand vor mir, groß und stark und vornehm gekleidet, im Knopfloche ein roth und weiß gefärbtes Band, mit dessen flatternden Enden die Binde spielten. In un-

süßlicher Freude fiel ich ihm um den Hals und herz-
te und küßte ihn lange. Auf einmal löste eine un-
bekannte Hand meinen Arm los. Erzürnt wandte
ich mich um. Ein Herr stand vor mir, in reich ge-
stickter Uniform, einen glänzenden Stern auf der
Brust. In dem hageren, gebräunten Antlitz lag
Ernst und Würde und aus dem blauen Auge strahlte
edle Herzensgüte, die jede Furcht aus meiner Brust
verschuchte. Als Albrecht ihn erblickte, entblößte er
voll Ehrfurcht das Haupt und neigte sich tief vor
ihm. Der Fremde betrachtete uns lange mit ern-
stem Schweigen, endlich aber hob er mit freundli-
chem Lächeln an: »Höre Mädchen, ich wollte deinen
Bruder mit mir nehmen, doch ich sehe, du liebst ihn
zu innig; ich kann und darf ihn dir nicht entrei-
ßen.« Damit verschwand er. Albrecht fiel mir voll
Freude um den Hals und rief: »nun bin ich glück-
lich, nun darf ich nimmer von Euch scheiden. Doch
laß uns jetzt nach Hause eilen. Ostersonntag ist, die
Wettern und Basen werden schon versammelt seyn.
Er ergriff mich am Arme — da erweckte mich das
Ave-Maria-Glöcklein.«

Der Traum von so seltsamer Gestaltung schien
der kleinen Familie von höchster Bedeutung zu seyn,
und gerne gab sich das Herz der schmeichelnden Hoff-
nung hin, das Albrechten wichtige Dinge bevorstän-
den, zunächst aber, daß er heute gewiß eintreffen
werde.

Von dieser Hoffnung erfüllt, eilten Agnes und die Mutter in die Küche; allein, nicht selten lief bald die eine, bald die andere, wenn sich irgend ein Geräusch vernehmen ließ, zur Thüre, in der sichern Erwartung, jetzt und jetzt den heiß Ersehnten zu schauen. Conrad saß inzwischen im Festtags-Rocke, das neue Sammtmüßchen auf dem schneeweißen Haupte, in der Gaststube, das Auge unverwandt nach der Gegend gerichtet, von woher Albrecht kommen sollte. Joseph ging ihm sogar eine Strecke entgegen. Als aber bereits die Mittagsglocke von dem Städtchen her erschallte, mußte er wieder mit ungestilltem Sehnen nach Hause zurückkehren.

Dort hatte Agnes mittlerweile den Tisch gedeckt. Statt dem sonst üblichen blauen, breitete sie heute ein blendend weißes Tuch darüber. In der Mitte der Tafel stand die schmackhafte Torte mit einem prächtigen Blumenstraufe geschmückt, um dieselbe herum ein Teller mit dem trefflich gelungenen Gugelhupf (ein großer Kuchen, der an solchen Festtagen in keinem Hause fehlen durfte) ein Anderer mit roth gefärbten Eiern und ein Dritter mit geweihtem Kalbfleisch und Schinken. Um diese Gerichte prangten im weiten Kranze die Blumen in netten Töpfen. Vor jedem einzelnen Gedecke stand ein weiß thönenes, mit großen Blumen bemaltes Krügelchen, daß mit köstlichem Weißbier gefüllt war.

Nach und nach fanden sich die Gäste ein, und Conrad hieß sie freundlich willkommen und freute sich innig, daß von Allen, die das gleiche Fest im vergangenen Jahre versammelt hatte, nicht ein Einziger fehlte. Bald ward die Suppe aufgetragen, die durch die kräftigsten Düfte zum fröhlichen Mahle einlud. Conrad zog das grüne Samtmützchen vom kahlen Scheitel, faltete andächtig die Hände und sprach laut das Tischgebet, das die Übrigen mit frommen Herzen nachbeteten. Alles setzte sich um den großen Tisch, an dessen unterm Ende ein Stuhl leer blieb. Er war für Albrecht bestimmt und hatte schon manches Jahr seine Stelle vertreten müssen. Heuer aber — so hoffte Conrad noch immer — sollte er nicht das ganze Mahl hindurch unbesezt bleiben.

Diese freudige Hoffnung trug viel dazu bei, in Conrads Brust die alte Heiterkeit zu erwecken, womit er seine Gäste zu gleichem Frohsinn zu stimmen wußte. So ging unter den muntersten Scherzen nach und nach das Mahl zu Ende, welches Agnes mit vieler Kunstfertigkeit bereitet hatte. Schon wurde die letzte Speise, der geweihte Lammisbraten, aufgetragen und die Bierkrüge mit vollen Weingläsern vertauscht, als plötzlich Jemand die Treppe herauf stürmte. Die Thüre flog auf und Albrecht eilte in die Arme seiner übergelücklichen Ältern. Mit dem Ausrufe der höchsten Freude fiel ihm auch Agnes um den Hals und herzte und küßte ihn so lange, bis

Joseph, der sein freudig pochendes Herz nicht mehr besiegen konnte, ihren Arm loslöste und seinen Bruder nun auch mit der innigsten Liebe an seine Brust drückte.

An dieser Freude nahmen auch die Verwandten den aufrichtigsten Antheil. So vermehrte sich durch Albrechts Gegenwart die allgemeine Lustbarkeit. Selbst froh und heiter, wußte er durch Witz und Scherz Alles um sich zu beleben, so daß in kurzer Zeit die lauteste Freude in dem traulichen Kreise herrschte. Doch allmählig war man auch von den munteren Tischgesprächen zu jenen ernstern Begebenheiten übergegangen, welche die damalige wichtige Periode des denkwürdigen Jahres 1809 herbeirief. Oesterreich hatte nämlich im Bewußtsein der inneren moralischen Kraft und im Vertrauen auf die treue Liebe seiner Untertanen den Handschuh aufgehoben, den ihm der übermüthige Kaiser der Franzosen in stolzer Anmaßung hingeworfen, und rüstete sich allein und ohne Bundesgenossen zu dem riesigen Kampfe mit der Übermacht einer halben Welt. Diese hohe Vaterlandsliebe, welche zuerst in der Hauptstadt aufflammte, von da aus aber in der kürzesten Zeit das ganze Land durchzuckte, trat in jenen Tagen des großen Auferstehens Oesterreichs immer mehr und mehr ans Licht, und bewies sich stets glänzender durch neue wichtige Ereignisse, die in den Annalen der Geschichte ewig denkwürdig bleiben werden.

Von diesen nun mußte Albrecht den anwesenden Verwandten Alles genau und umständlich erzählen. Die Art und Weise, wie er es that, bewies das edle Gefühl, das er mit den Bewohnern der treuen Kaiserstadt theilte, und steigerte immer mehr und mehr das Interesse seiner Zuhörer.

So war unvermerkt der Abend hereingebrochen, der die Gäste an's Scheiden mahnte. Nachdem sich die Vasen und Betten entfernt hatten, begab sich Conrad mit seinen beiden Söhnen in die untere Wohnstube. Albrecht mußte ihm noch Manches von jenen Ereignissen berichten, indes die Mutter und Agnes noch immer mit dem Hauswesen beschäftigt waren. Nun glaubte Albrecht, es sei an der Zeit, seinen Vater auf die Gefahr aufmerksam zu machen, welche der Familie in seinem Bruder drohte. Die furchtbaren Anstrengungen, erzählte Albrecht, welche der bevorstehende schwere Kampf unumgänglich nothwendig erheischte, dürften den Staat wohl leicht zu dem bisher ungewöhnlichen Mittel zwingen, manchen Altern selbst ihren einzigen Sohn, von dem sie ernährenden Pfluge hinweg, zu den Waffen zu rufen. Conrad verstand diesen Wink und überfah sogleich das ganze Verderben der Seinigen, wenn Joseph dem Gewerbe, dem er, selbst schon alt und gebrechlich, kaum mehr vorzustehen vermochte, entzogen würde. Ängstlich fragte er Albrechten, ob es kein Mittel gäbe, diesem harten Schlage vorzubeugen.

»Ich weiß nur Eines,« antwortete Albrecht, »wenn Ihr meinen Bruder auf Haus und Hof an die Gewähr schreiben laßt.«

»Das soll auch so bald wie möglich geschehen,« antwortete Conrad, »und ich werde gleich morgen dieserhalb die nöthigen Schritte thun.«

»Ihr dürft auch gar nicht damit säumen,« versetzte Albrecht; »denn die Gefahr ist vielleicht näher, als wir meinen.«

In diesem Augenblicke traten die Mutter und Agnes in die Stube. Das Gespräch wurde sogleich abgebrochen. Agnes kündete ihrem Bruder an, daß sie ihm das Bett nach seinem Wunsche in Josephs Kämmerlein bereitet habe. Albrecht bedurfte wohl der Ruhe, da er heute einen starken Marsch gemacht. Man wollte ihn daher nicht länger aufhalten und ging mit dem frohesten Vorgefühle des nächsten Tages auseinander.

Als sich die beiden Brüder allein befanden, war noch nicht sobald an den Schlaf zu denken. Sie hatten sich gegenseitig noch Vieles zu erzählen, manchen Schwank, aber auch manches ernste Ereigniß aus ihrem Leben mitzutheilen. So erzählte Joseph seinem Bruder, daß er liebe und seit kurzem Erwiederung gefunden. Während er von seinem Glücke erzählte und Elisens Vorzüge bis an den Himmel erhob; Albrecht dagegen ihm sehr aufmerksam zuhorchte und jede frohe Stunde, die die Liebe seinem

Bruder bereitete, jetzt noch einmal in der Erinnerung mit ihm verlebte, wurde draußen laut und stark an die Hausthüre gepocht.

Nur zu oft bricht gerade in dem Augenblicke der Sturm der Widerwärtigkeit über den Menschen herein, wo er eben nur den reinsten Himmel über sich zu sehen glaubte. Wie ein Blitz aus dem reinsten Aether zuckt es hernieder und zerschmettert die schönsten Blüthen der Hoffnung und der Freude. Heil dem Menschen, der in solchen Momenten Kraft, Gottvertrauen und so viel inneren Werth besitzt, um der Last des Jammers nicht zu erliegen — und diese Eigenschaften gewährt nur das Bewußtsein der Tugend, der erfüllten Pflicht!

Es war eine Gerichtsperson, welche kam, um unsern Joseph, welcher conscribirt worden war, als Rekruten auszuheben.

Man denke sich die Verzweiflung der Ältern, der Geschwister und mache sich dann selbst eine Vorstellung von der Scene der Trostlosigkeit, die in der Familie herrschte.

Bitten, Verheißungen und Thränen stürmten von allen Seiten auf das Herz des Beamten ein; doch dieser durfte seiner Pflicht nichts vergeben und zuckte bedauernd die Achseln, da er zu helfen nicht im Stande war.

Albrecht war der Erste, der sich einigermaßen sammelte und auf den Gedanken verfiel, vielleicht

durch Vorstellungen den Amtmann rühren zu können. Er both sich daher an, mit dem frühesten Morgen dieß letzte Mittel zu versuchen und so sah man, in namenloser Bekümmerniß dem Anbruche des Tages entgegen, von dem man wenigstens noch einen Funken von Hoffnung erwartete. Joseph mußte indessen fortgebracht werden und so hatte ein kurzer Zwischenraum das Haus der Freude in eine Stätte des Elendes umgewandelt, über der nur die Furien des Schmerzes zu weilen schienen.

Bleiern schlichen die Stunden der Nacht vorüber; endlich, endlich tagte es und die Sonne ging so herrlich auf, als ob sie nur Glückliche zu bescheiden hätte.

Mit der Eile eines zärtlichen Bruderherzens flog Albrecht, sobald es anging, nach dem Amtshause, drang in das Zimmer des Oberbeamten und stellte ihm mit ergreifender Wahrheit und in den lebendigsten Farben das Unglück vor, das die Abstellung seines Bruders zum Kriegsdienste über das Alternhaus bringen müsse; was nur Erschütterndes, Überzeugendes sich ausdenken ließ, trug er ihm vor, allein der Erfolg blieb derselbe, weil Pflichtgefühl keine Rücksichten kennen darf, und Albrecht mußte mit einer entscheidenden Verneinung seinen Rückweg antreten.

Mit herzerreißenden Klagen empfangen ihn die Altern, die seine Botschaft bereits aus dem Mus-

drucke seiner Züge erkannten und es blieb ihm nichts Anderes übrig, als sich auf Trostgründe zu beschränken, deren Wichtigkeit er selbst nur zu gut erkannte.

In stummer Abspannung saßen alle Glieder des Hauses da; nur ein Gedanke, der an ihren Sohn und sein zertrümmertes Lebensglück, hatte Raum in ihrer Seele.

Da schlug es neun Uhr — die Stunde der Abfahrt nach der Kreisstadt Krems und ein durchbohrender Weheruf brach von den Lippen Aller; denn der Seiger rief sie zur letzten Umarmung ihres Joseph.

Man erspare uns die Schilderung des Abschiedes, für welche keine Feder ausreichen würde; wir eilen daher auch über dieselbe hinweg und bemerken nur, daß Elise ohnmächtig dahinsank und Josephs Angehörige sich den Tod wünschten, um nicht einen solchen Augenblick überleben zu müssen. Nur Albrecht blieb in leidlicher Fassung, denn ein männlicher Entschluß hatte sich seiner Seele entzungen.

Conrad war auf seine Knie gesunken, um im Gebete seinen Sohn in Gottes Schutz zu empfehlen. Gefasster richtete er sich empor; da trat Albrecht zu ihm, schloß ihn mit kindlicher Liebe in seine Arme und flüsterte ihm zu: »Ich schaffe Euch Joseph wieder, so wahr ich lebe.« Hierauf umarmte er auch Mutter und Schwester und eilte in die Stadt zu-

rück. Sogleich miethete er sich Wagen und Pferde und fuhr im schnellsten Trotte nach Krens.

Wohlbehalten langte er am Abende desselben Tages dort an. Unverzüglich verfügte er sich nach der Wohnung des Conscriptions-Officiers. In wenigen Worten setzte er ihm die Ursachen seines spä- ten Besuches auseinander und schilderte die bedrängte Lage seiner Angehörigen auf eine so lebhafteste Weise, daß der edelmüthige Officier, durchdrungen von Mitleid, ihn kaum zu Ende kommen ließ, sondern ausrief: »Bei Gott! Ihrem alten Vater darf dieses Leid nicht widerfahren, lassen Sie mich auf ein Mittel sinnen, wodurch ich, Pflicht und Ehre unbeschadet, Ihren Bruder retten kann.«

»Ich habe bereits reiflich darüber nachgedacht,« versetzte Albrecht; »doch hot sich mir nur ein Einziges dar: ich stelle mich für meinen Bruder.«

»Was fällt Ihnen ein, junger Mann,« fiel ihm der Officier in die Rede, »Sie haben die jurisdischen Studien vollendet und wohl ein besseres Loos zu hoffen, als das eines gemeinen Soldaten.«

»Ich darf nichts bedenken, als meine Ältern,« unterbrach ihn Albrecht. »Sie sind in ihren greisen Tagen der drückendsten Noth Preis gegeben, wenn ihnen in meinem Bruder ihre unentbehrliche Stütze entzogen wird.«

»Doch! doch!« rief der Officier. — »Sie müssen noch andere Rücksichten ins Auge fassen. Biethet sich

Ihnen nicht eine Zukunft dar, die Sie leicht in den Stand setzen kann, Ihren Altern noch bei weitem nützlicher zu werden.»

»Sie ist,« wandte Albrecht ein, »immerhin sehr zweifelhaft und zum allerwenigsten in solche Ferne gestellt, daß sie meine Altern kaum erleben werden. Einer so ungewissen Zukunft darf ich sie in keinem Falle überlassen.«

»Aber es biethet sich ja noch ein anderes Mittel dar. Es ist nämlich Jedem erlaubt, daß er statt seiner ein anderes Individuum stelle, welches der Militärsspflichtigkeit enthoben ist. Ein Solches aufzufinden, welches gegen Erlag einer eben nicht bedeutenden Summe anstatt Ihres Bruders eintreten wird, dürfte mir ein Leichtes seyn.«

»Wäre dieser Betrag auch an und für sich noch so gering, so kann ich Sie versichern, daß mein Vater gegenwärtig nicht in der Lage ist, ihn aus Eigenem zu bestreiten. Ich weiß wohl, daß er, der für jedes seiner Kinder den letzten Tropfen Blut hergäbe, kein Bedenken tragen würde, sich den geforderten Betrag von Fremden zu erborgen. Dieß aber kann und darf ich nicht zugeben, da eine derlei Schuldenlast bei seinem geringen Erwerbe und in den gegenwärtigen Zeitumständen leicht verderblich für ihn werden könnte. Andererseits bin ich es, der an ihn noch eine große Schuld abzutragen hat. Für mich scheute er keine Kosten, für mich gab er den

letzten Nothpfennig hin, woran der Schweiß seiner Hände klebte. Lassen Sie mich daher den Augenblick benützen, um ihm wenigstens einen Theil dieser Schuld abzutragen.«

Bewegt hielt er inne, als er warte er eine Antwort, da aber diese nicht erfolgte, fuhr er fort:

»Es ist noch ein anderer Umstand, der mich zu diesem Schritte bestimmt. Unser Vaterland ist bedroht. Es hat seine Söhne zu den Waffen gerufen. Diese Stimme drang auch in meine Brust. Ich würde es für eine Schande halten, wenn nicht wenigstens der Eine der Söhne meines Vaters für das Höchste, für das Heiligste die Waffen ergriffe. Lassen Sie mich dem Drange meines Herzens folgen und an der Seite meiner tapferen Brüder für meinen Kaiser und mein Osterreich fechten.«

Von der glühenden Vaterlandsliebe Albrechts hingerissen, rief jetzt der Officier voll Begeisterung aus:

»Wackerer junger Mann! Sie darf ich nicht zurückweisen, wo es einen so ernsten Kampf gibt. Heil dir, mein Osterreich, wenn solche Herzen für dich schlagen, wenn solche Söhne für dich zu Felde ziehen! Siegreich mit unverwelklichen Lorbern wirst du aus dem Kampfe treten und neu und schön erstehen. Auf, Kamerad! ich biethe dir meine Hand, ich biethe sie dir auch im Namen meines Kaisers; Ihm und dem Vaterlande treu bis zum Tod!«

»Treu bis in den Tod!« wiederholte Albrecht mit feierlichem Ernste, und faßte glühenden Herzens die dargebothene Rechte. — So war der Rekrut geworden.

Als am nächsten Tage Joseph mit den übrigen Rekruten ankam und zur Assentirung vorgestellt wurde, staunte er nicht wenig, als der Conscriptions-Officier ihm zurief: »Rechts um, Bursche, du bist frei!« Der Schreiber des Ortes konnte seine Verwunderung darüber nicht verhehlen, und begann Einwendungen dagegen zu machen; doch der Officier hieß ihn auf gute Art schweigen und dikirte in die Conscriptions-Liste zu Josephs Namen: »der Militärpflichtigkeit enthoben — hat einen Mann gestellt.« Joseph konnte das Ganze nicht fassen und wäunte zu träumen; allein der Officier ermahnte ihn aufs Neue zur schleunigsten Rückkehr, damit sein alter Vater nicht länger in Angst und Kummer um ihn schwebe. Zugleich zog er ein Schreiben hervor und hieß es Joseph bei seiner Rückkunft seinem Vater zu übergeben. Aus der Aufschrift erkannte Joseph die Hand seines Bruders. Schmerzlich begann es jetzt vor seiner Seele zu tagen.

»Um Gotteswillen!« rief er aus, »wo ist mein Bruder, und was ist mit ihm geschehen?«

Ohne ihm hierüber Aufklärung zu geben, drängte ihn der Officier hinaus und ermahnte ihn nochmals zur unverzüglichen Rückkehr.

Die Freude der Seinen, als sie ihn, um den sie in großer Angst schwebten, so bald und unverhofft wieder sahen, war so groß, daß sie Albrechts Abwesenheit erst dann gewahrten, als Joseph dem Vater das Schreiben überreichte. Eine schreckliche Ahnung überfiel das Gemüth der Anwesenden. Mit zitternden Händen löste Conrad das Siegel und las:

Meine theuren Ältern!

»Erschrecken Sie nicht über die Nachricht, daß ich Soldat geworden bin.«

Der Brief entsank Conrads Händen. Entsetzen mahlte sich in den bleichen Gesichtern; der Schmerz versiegelte jeden Mund. Conrad war der Erste, der sich sammelte. Er hob den Brief vom Boden auf und fuhr mit zitternder Stimme also fort:

»Kein anderer Ausweg hat sich mir dargeboten, um Ihnen in meinem Bruder die unentbehrliche Stütze Ihres Alters zu erhalten. Dieß mögen Sie erwägen und Ihren Schmerz um mich mäßigen. Meine Bestimmung, für welche Sie selbst mich durch Aufopferungen mancher Art erziehen ließen, war schon seit meinen Kinderjahren, dereinst dem Vaterlande meine Dienste zu weihen. Ich blieb derselben getreu und vertauschte, meinen heiligsten Gefühlen folgend, die Feder mit dem Schwerte. Auf keine andere Weise hätte ich der kindlichen Pflicht gehorchen können, die mich, der Ihnen unter den bestehenden Verhält-

nissen keine Hilfe zu leisten vermochte, auf das Strengste aufforderte, meinen Bruder um jeden Preis zu retten. — Nun bin ich aber eben dadurch zugleich einer andern Verpflichtung nachgekommen, da ich den Schuldbrief einlöse, den mein Vaterland an mich ausgestellt. Schwer bedröht, hat es seine Söhne zu den Waffen gerufen. Von hoher Liebe beseelt, begeistert, strömen sie von allen Seiten herbei, ihre Treue zu bewahren, ihre Kraft, ihren Muth der bedrängten Mutter zu biethen. Von diesem heiligen Kampfe darf sich wenigstens der Eine Ihrer Söhne nicht ausschließen. Fassen Sie dieses in's Auge und Ihr Gram um mich wird sich mildern, Ihr Herz wird sich begeistert heben und Ihr Blick mit edlem Stolze dem Sohne folgen, der wohl eine schwere, aber auch schöne Bahn betreten, auf welcher Ruhm und Ehre und vielleicht auch das Glück zu finden ist. Hat es aber die ewige Weisheit anders mit mir beschlossen, sollte ich fallen, dann mögen Sie nicht um mich weinen, sondern mit mir das Geschick preisen, das mich berief, für mein Vaterland zu sterben.»

»Grüßen Sie mir Agnes und meinen Bruder. Sie sollen mir ihre Liebe wie bisher bewahren und mich nie vergessen. Erhalten auch Sie mich in liebevollem Andenken und ertheilen Sie mir aus der Ferne Ihren Segen. Er soll mich begleiten auf allen meinen Wegen, mir in die blutigen Schlachten

folgen, in denen ich dem Vaterlande meinen Dank und meine glühende Liebe zu bezeugen gedenke.«

»Ja! Gott segne und schütze dich, du braver Sohn!« rief begeistert Conrad aus. Er sank auf seine Knie, und das brünstigste Gebet floss über seine Lippen. Der Himmel hauchte seinen milden Frieden in die Brust des edlen Greises. Sichtbar gestärkt, mit unbegrenztem Vertrauen auf den weisen Lenker unserer Schicksale, stand Conrad auf. Muth und männliche Entschlossenheit befeelten seine Brust. Sie halfen ihm in der Folge alle Drangsale, welche die unheilvolle Zeit über sein Haupt herauf beschwor, mit Fassung und jener hohen Vaterlandsliebe ertragen, die in jenen Tagen des Unglücks die Brust jedes Österreicher erfüllt.

Der Krieg hatte seinen Anfang genommen und wüthete in dem Herzen Österreichs.

Der verhängnißvolle Tag von Aspern begann zu grauen. Der königliche Feldherr, Erzherzog Carl, ließ die Armee in's Gewehr treten und formirte sie auf der Höhe hinter Gerasdorf zwischen dem Wisamberg und dem Rußbach in zwei Treffen. Um neun Uhr wurde abgekocht und mit Schlag zwölf Uhr setzte sich das Heer, bestehend aus fünf und siebenzig tausend Mann mit 288 Kanonen, in fünf Kolonnen zum Angriffe in Bewegung.

Allgemeine Begeisterung hatte sich der Truppen bemächtigt. Jubelnde Kriegslieder, begleitet von der

vollen Musik der Regimentsbanden, ertönten durch die Luft und wurden nur von dem tausendstimmigen Rufe: »Hoch lebe der Kaiser! Hoch der Erzherzog Carl!« bei dem Anblicke des Feldherrn unterbrochen, der sich selbst an die Spitze der zweiten Kolonne setzte. Der Himmel sah freundlich hernieder, das schönste Wetter begünstigte den feierlichen Tag.

Die erste oder rechte Flügel-Kolonnen unter dem Oberbefehle des Feldmarschall-Lieutenants Hiller, marschirte vor dem Posthause von Stammersdorf in halben Divisionen rechts ab, Kragran und Hirschstetten links, Stadlau rechts lassend.

Die zweite Kolonne, unter dem Commando des Grafen Bellegarde, rückte aus ihrer Aufstellung bei Gerasdorf über Leopoldau und Kragran gegen Hirschstetten vor.

Die dritte Kolonne, das Corps des Fürsten Hohenzollern, setzte sich aus der Aufstellung von Sierning über Süßenbrunn und Breitenlee in Marsch.

Die vierte und fünfte Kolonne, unter Anführung des Fürsten Rosenberg, setzten sich aus ihrer Position rechts und links von Deutsch-Wagram in Bewegung.

Das Reserve-Corps der Cavallerie, unter dem Commando des Fürsten Lichtenstein, rückte in zwei Kolonnen zwischen Rastorf und Breitenlee gegen das neue Wirthshaus vor.

Das Reserve-Corps der Grenadiers marschirte von Sierning in der Position, welche das Wellegarde-sche Corps hinter Gerasdorf eingenommen hatte.

Das ganze Heer brannte vor Begierde, sich mit den Sieg-gewohnten Schaaren des Feindes zu messen. Bald fand es auch Gelegenheit, den glühenden Muth zu bewähren. Schon nahe vor Stadlau stießen die Vorposten der ersten Kolonne auf die feindlichen Piquets, welche sich aber nach und nach auf ihre Aufnahmsabtheilungen zurückzogen.

Die feindliche Armee selbst stand nahe vor Aspern in großen Abtheilungen aufmarschirt und hatte den Vortheil der Stellung ganz für sich. Dieß hinderte indessen die Avant-Garde der ersten Kolonne keineswegs, die kleine Brücke über den Ausguss der Donau, welche den einzigen Übergang bildete und die deßhalb der Feind durch ein ununterbrochenes Feuer bestreichen ließ, mit unerschüttertem Muth zu passiren. Schnell stellte sie sich jenseits wieder auf und ging dem Feinde, der sich eiligst nach Aspern zurückzog, mit gefälltem Bajonette auf den Leib. Dem Vortrabe folgte die Kolonne selbst auf dem Fuße. Von diesem Augenblicke an war Aspern, da beide Theile die Nothwendigkeit erkannten, diesen wichtigen Posten zu behaupten, der Gegenstand furchtbarer Kämpfe, die sich stets mit neuer Anstrengung und Erbitterung wiederholten. Jede Gasse, jedes Haus, die Kirche und der Kirchhof, der Thurm,

einzelne Läden und Keller, ja sogar Bäume, verammeln-
 melnde Wägen und Pflüge waren das Ziel einzelner,
 blutiger Treffen. Dieß mörderische Gefecht dauerte
 durch mehrere Stunden. Jede neue Schaar, welche
 zur Unterstützung der Vorigen herbeigezogen wurde,
 wetteiferte mit der andern an Muth und Aus-
 dauer.

Um diese Zeit verband sich die zweite Kolonne
 mit der ersten, allein auch der Feind, der sich mitt-
 lerweile formirt hatte, den linken Flügel gegen
 Asperrn refusirend, den rechten an Eßling angelehnt,
 brachte stets neue Verstärkungen ins Feuer. Eine
 Linie von zwölf auserlesenen Kürassier-Regimentern
 bildete das Centrum des feindlichen zweiten Treffens
 und gab dem Ganzen einen äußerst imponirenden
 Anblick.

Graf Bellegarde ließ einen neuen Angriff auf
 Asperrn unternehmen, welcher mit dem glänzendsten
 Erfolge gekrönt wurde. Das Dorf, von zwölf tau-
 send Mann der auserlesensten feindlichen Truppen ver-
 theidigt, wurde mit Sturm erobert.

Zur Vereitlung dieses Angriffes drang der
 Feind mit zwei Infanterie-Kolonnen und in der
 Mitte derselben seine schweren Reiter, unter denen
 der Boden zitterte, gegen das österreichische Armees-
 Corps vor.

Das entgegenstehende Reiterhäuflein war bald
 zurückgeworfen, und nun stürzte sich der Feind mit

ganzer Kraft auf das Fußvolk, das somit seiner eigenen Vertheidigung überlassen blieb. Rings umzingelt und die zum Schutze herbeieilende Reiterei nochmals geworfen, wurde der Heldenhaufe aufgefordert, sich zu ergeben. Die Aufforderer wurden vom Pferde geschossen und ein mörderisches Feuer auf zehn Schritte (auf vierzig hatten die Tapferen noch geschultert) wüthete in den feindlichen Reihen, so daß sie mit Hinterlassung einer beträchtlichen Anzahl Todter in größter Verwirrung das Schlachtfeld räumten.

Ein zweiter, dem Feinde zur Deckung seines allenfallsigen Rückzuges wichtiger Punct war das Dorf Eßling. Gegen dasselbe wurde die vierte und fünfte Kolonne beordert.

Kaum hatte der Feind die allgemeine Gefahr der österreichischen Armee wahrgenommen, als er das Gros seiner Cavallerie, von einigen Bataillons Infanterie unterstützt, zwischen Eßling und Aspern in Schlachtordnung stellte und die anrückenden Cavallerie-Kolonnen mit einem wirksamen Kanonenfeuer zu beschießen anfing. Fürst Lichtenstein ließ nun seine Kolonnen in zwei Treffen aufmarschiren, worauf der Feind fünf tausend Mann Cavallerie aus einer Stellung rechts über Eßling detachirte und so die Besorgniß erweckte, daß er das Vordringen der vierten Kolonne erschweren oder gar bei derselben durchbrechen wollte. Fürst Lichtenstein zog daher so-

gleich vier Regimenter links und hielt die zweite Kolonne in zwei Treffen aufgestellt, bis er sich überzeugete, daß die vierte Kolonne in ihrem Marsche nicht aufgehalten wurde.

Während dieser Bewegung rückte auch die übrige Cavallerie des Feindes gegen den rechten Flügel der Oesterreicher mit der größten Zuversicht an. Allein sie wurde mit einer Entschlossenheit empfangen, die sie wohl nicht erwartet hatte. Die Standhaftigkeit der österreichischen Cavallerie wußte die wiederholten heftigen Angriffe des Feindes durch unerschütterlichen Muth und eben so lebhaftes Gegenangriffe abzuschlagen und machte endlich seinem ungestümen Vordringen dadurch ein Ende, daß sie ihn mit großem Verluste zurückwarf. Nun erfolgte ein wüthendes Kartätschen = Feuer. Dessen ungeachtet befahl Fürst Lichtenstein ein allgemeines Vordringen, wodurch der Feind in das Allignement zwischen Eßling und Aspern eingeschränkt wurde, aber wegen des ununterbrochenen Flankenfeuers aus Eßling nicht weiter verfolgt werden konnte. Abends, gegen sieben Uhr, brachen abermals drei tausend Mann Cavallerie gegen den Punkt hervor, wo die Cavallerie des Reserve = Corps mit dem linken Flügel der dritten Heersäule zusammenstieß. Ungestüm warfen sie sich in Masse auf die entgegen stehenden Kürassier = Brigaden, wurden aber durch den ausgezeichneten Muth und die Ausdauer der braven Trup-

pen, welche mit der kältesten Entschlossenheit einen raschen Angriff in die Flanke des Feindes machten, abermals zurückgeworfen, ein Theil derselben gänzlich abgeschnitten und gefangen.

Die Nacht, welche mittlerweile hereingebrochen war, machte dem blutigen Kampfe ein Ende. Fürst Lichtenstein brachte sie auf dem Terrain, das er dem Feinde rühmlich entriß, in gehöriger Verfassung zu.

Zum ersten Male hatte Napoleon eine Niederlage in Deutschland erlitten, der Zauber seiner Unüberwindlichkeit war nun mit einem Male gelöst. Die tapfern Söhne Oesterreichs aber hatten sich einen unverwelklichen Lorber erkämpft, den ihnen nichts, selbst nicht die persönliche Gegenwart des bis dahin unbeflegten Eroberers der halben Welt, zu entreißen vermochte. Mit edlem und gerechtem Stolze hob sich ihre Brust; jeder von ihnen hatte sich ja ewigen Ruhm und den Dank seines Vaterlandes erkämpft.

Auch Albrecht hatte seinen Theil daran. Es war die erste Schlacht, die er als Rekrut an der Seite seiner tapfern Brüder, mitgefochten hatte. Die heilige Sache, für die er kämpfte und das Beispiel der hochherzigen Führer selbst, hatten ihn zur Begeisterung entflammt. So focht er stets in den ersten Reihen und nichts, selbst nicht die drohendste Gefahr, vermochte seinen Muth zu erschüttern. Es ward ihm daher auch die Auszeichnung zu Theil,

Einer Derjenigen zu seyn, deren tapfere Brust noch auf dem Schlachtfelde mit der goldenen Medaille geschmückt wurde. Allein noch eine andere Belohnung harrete seiner. Seine Kenntnisse und Fähigkeiten, so wie sein tadelloses, dem Geiste des Soldaten entsprechendes Benehmen, hatten ihn schon früher dem Commandanten seines Regiments bemerkbar gemacht. Dieser ergriff daher gerne die Gelegenheit, ihn bei Ergänzung der im Verlaufe des blutigen Tages gefallenen Officiere zum Fähnrich zu avanciren.

Mit diesem einen Tage war das blutige Schauspiel noch nicht beendet. Napoleons Ruhm stand auf dem Spiele und seine Existenz selbst war gefährdet, da der königliche Feldherr des österreichischen Heeres die feindliche Brücke in die Lobau durch brennende Fahrzeuge hatte durchbrechen lassen. Man konnte daher mit vollem Grunde vermuthen, daß der nächste Tag noch neue, noch blutigere Ereignisse herbeiführen werde und benützte den Rest der Nacht, um die nöthigen Vorbereitungen zu vollenden.

In der That eröffnete der Feind schon mit Anbruch des Morgens seine Angriffe, welche die des vorigen Tages an Heftigkeit noch weit übertrafen. Mit furchtbarer Erbitterung marschirten die französischen Garden auf Aspern los, und zwangen die österreichischen Truppen, das Dorf zu verlassen. Dieses war auch heute wieder der Gegenstand blutiger Gefechte, bis es endlich dem Miller'schen Corps gelang, sich

daselbst zu behaupten, nachdem es die an Verzweiflung gränzende Vertheidigung der feindlichen Truppen überwunden und jede weitere Anstrengung zur Wiedereroberung Asperns fruchtlos gemacht hatte.

Von dem Augenblicke an war es nunmehr möglich, dem gegen das Centrum vorrückenden Feinde die Offensive zu biethen und auf seine linke Flanke zu wirken. Graf Bellegarde lehnte seinen rechten Flügel an Aspern, drang mit seinem linken und dem Centrum gegen Eßling vor und gewann so nach und nach die rechte Flanke des Feindes. Das feindliche Fußvolk stand dagegen in großen Abtheilungen aufmarschirt, und zwischen ihr die ganze schwere Cavallerie, in Massen formirt. Fürst Lichtenstein erkannte sogleich die Nothwendigkeit, die genaueste Verbindung mit der nebenanstehenden Infanterie zu erhalten und ließ daher die Cavallerie seines rechten Flügels hinter den Infanterie-Massen des Centrum aufstellen, hielt aber den linken Flügel, mit rückstehenden Reserven versehen, beisammen.

Eine ungeheure Menge Geschütz, welches das lebhafteste Schlachtfeld unterhielt, deckte die feindliche Fronte. Allein auch der Oesterreicher concentrirtes Feuer wüthete auf dem beschränkten Schlachtfelde in den Schaaren des im Andenken so vieler Siege unerschütterlichen Feindes. Napoleon selbst durchritt seine Reihen und machte ihnen die Zerstörung der Brücke mit dem Zusatze bekannt, daß er

sie selbst habe anzünden lassen, damit ihnen keine Wahl bleibe als zwischen einem entscheidenden Siege oder unvermeidlichem Untergange. Mit der heftigsten Erbitterung setzte sich hierauf die ganze feindliche Linie in Bewegung und griff das österreichische Heer an. Allein mit bewundernswerther Tapferkeit und Ausdauer, die nichts zu erschüttern vermochte, wiesen die Heldenmassen alle Angriffe zurück. Die Generale selbst drängten sich allerwärts an die Spitze der Truppen und eiferten sie durch ihre hochherzigen Beispiele zu gleichem Muthe und zur Verachtung der Gefahren an. Der hohe Feldherr selbst ergriff die Fahne von Sach und eilte überall hin, wo die Gefahr am dringendsten seine Gegenwart erforderte. Mit glühender Begeisterung folgte die tapfere Schaar ihrem kühnen Führer, der mit Verachtung des Todes nur für Ehre und Vaterland focht.

Die öfteren, schnell auf einander gefolgt, kaum jemals gesehenen Angriffe der undurchdringlichen Massen theils mit dem Säbel, theils mit dem Bajonette, vereitelten die Absichten des Feindes. Er wurde überall geworfen und zum Weichen gebracht. Das Corps blieb nunmehr in der eroberten Stellung, bis die Grenadiers-Reserve, welche der Erzherzog von Breitenlee hervorgezogen hatte, zur Ablösung der von der blutigen Arbeit erschöpften Bataillons herbeikam. Nun wurde der Angriff auf das feindliche Centrum fortgesetzt. Die vier Grenadier-Bataillons

drangen, ohne einen Schuß zu thun, bis an die Kanonen des Feindes, wurden aber mit einem so mörderischen Feuer aus Eßling flankirt, daß sie nur die Gegenwart des herbeigeeilten Erzherzogs zum Stehen bringen konnte. Um zwölf Uhr Mittags ordnete dieser einen neuen Sturm auf Eßling an. Die Grenadiere thaten Wunder der Tapferkeit. Diese brave Truppe rannte fünfmal an die Mauern der Häuser an, welche inwendig ausgebrannt, in möglichen Vertheidigungsstand gesetzt worden waren; doch alle Anstrengungen blieben fruchtlos, der Feind kämpfte den Kampf der Verzweiflung. Er warf in dieses Dorf, das ihm zur Bedeckung seines schon beschlossenen Rückzuges von der äußersten Wichtigkeit war, stets neue Verstärkungen, so daß auch das Rosenberg'sche Corps, aller Anstrengungen ungeachtet, nicht im Stande war, den Feind daraus zu verdrängen. Fürst Rosenberg beschränkte sich daher auf die hartnäckige Behauptung seiner Stellung, versicherte die linke Flanke der Armee und vermehrte durch unausgesetztes Feuer aus allen Batterien die Verlegenheit des Feindes.

In der Nacht vollendete dieser seinen Rückzug in die Lobau. Um drei Uhr Morgens hatte auch sein Nachtrab Eßling und alle auf dem linken Ufer besetzten Punkte geräumt.

So endete nach zwei blutigen Tagen die Schlacht,

welche ewig denkwürdig bleiben wird in den Annalen der Welt.

Napoleons ehrgeizige Pläne scheiterten damals an dem kühnen Muth, an der unüberwindlichen Tapferkeit der österreichischen Soldaten. Noch einmal erfuhr er diese hohen Tugenden auf demselben Marchfelde, am 5. und 6. Juli bei Deutsch-Wagram. Diese und die treue Anhänglichkeit der österreichischen Völker an das geliebte Kaiserhaus, die nichts zu erschüttern vermochte, bestimmten Napoleon, seine ungezähmten Wünsche, die er laut und oft aussprach, eben auf diesem Gefilde, das für Oesterreich eine heilige Gruft seiner Helden geworden, für immer und ewig zu Grabe zu tragen. Denn wiewohl in der bald darauf erfolgten dritten Schlacht bei Znaim keineswegs besiegt, zog er dennoch den ihm angebotenen Waffenstillstand jedem weiteren Unternehmen vor, wozu ihn sonst vielleicht seine Eroberungssucht hätte verleiten können. Es stand auch nicht lange an, so ließ er sich willig zu den Friedensunterhandlungen herbei, wozu ihm Kaiser Franz mit einem Herzen, das bei dem Anblicke so vieler Trauerscenen blutete, die Hand bot.

Ohne auch nur eine einzige seiner ehrgeizigen Absichten in's Werk gesetzt zu haben, räumte Napoleon mit seinen Truppen im November desselben Jahres Oesterreich, das bald in den Armen des Friedens wieder herrlich aufzublühen begann.

Die Gräuel des Krieges, die sich weit über das ganze Land ergossen, hatten auch über Conrads stilles Haus viel Unheil, viele Drangsale heraufbeschworen. Conrad trug sie alle mit männlicher Entschlossenheit und festem Vertrauen auf die ewige Vorsehung. Eine Sorge nur lastete schwer auf seinem Herzen und drückte ihn fast zu Boden.

Der Krieg war schon lange beendet und noch immer war keine Nachricht von Albrecht eingetroffen. Alle Nachforschungen blieben fruchtlos; nur die einzige Kunde kam der trauernden Familie zu, daß er mit Wunden bedeckt, schon fast eine Leiche, von dem Schlachtfelde von Aspern weggetragen worden sei. In welches Hospital er gebracht worden und was weiter mit ihm geschehen, konnten sie nicht erfahren. Sie beweinten ihn daher schon längst als todt, als eines Tages ein Brief von seiner Hand dem Meister überbracht wurde.

Mit freudepochendem Herzen eröffnete Conrad das Schreiben und las die frohe Nachricht daraus, daß sein geliebter Sohn am Leben sei. Eine feindliche Kugel hatte ihm, noch vor Ausgang der Schlacht bei Aspern, das rechte Bein zerschmettert. Bewußtlos, fast ohne Spuren des Lebens, wurde er von braven Kameraden in das nächste Hospital gebracht. Die gefährliche Operation, der er unterzogen wurde, zog ein tödtliches Fieber herbei, das sein Leben um so mehr bedrohte, als er bei den Unruhen des Krie-

ges unmöglich jene ruhige und treue Pflege genießen konnte, die sein Zustand nothwendig erheischte. Nur seine ungeschwächte Jugend konnte endlich über die lange und gefährliche Krankheit siegen. Erst vor wenigen Tagen hatte er das Spital verlassen und beeilte sich sogleich, seine Ältern hiervon in Kenntniß zu setzen.

Wie freudig diese guten Menschen durch diese Nachricht überrascht wurden, läßt sich nicht beschreiben. Sie vergaßen über der Freude, daß er noch lebe, den Schmerz, daß er in der Blüthe der Jahre zum Krüppel geworden, und dankten Gott im kräftigsten Gebete für seine Erhaltung.

Nun konnte nichts mehr Conraden abhalten, seinem müden Körper die längst gewünschte Ruhe zu gönnen. Er übergab Haus und Gewerbe seinem Sohne Joseph und ertheilte ihm zugleich seine Einwilligung zur Vermählung mit Elisen, der Tochter eines achtbaren Bürgers der Stadt; — der Greis hatte sich das fromme, stille und häusliche Mädchen schon lange im Stillen zur Schwiegertochter ersehen.

Die Anstalten zur Hochzeit waren bald getroffen. Man erwartete nur Albrechts Ankunft, um dieselbe mit voller Freude begehen zu können. Wie sehr war daher Joseph betroffen, als am Vorabende des hiezu bestimmten Tages, statt des sehnlichst erwarteten Bruders, ein Schreiben an ihn

einkief, worin ihm Albrecht alles Glück zu seiner Verlobung wünschte, der er selbst wegen plötzlich eingetretener, unüberwindlicher Hindernisse unmöglich beizuhelfen zu können versicherte. Da er, so endete der Brief, auch nicht die Zeit bestimmen könne, wann es ihm möglich werden dürfte, sie Alle zu sehen und zu umarmen, so wünsche er nicht, daß die Hochzeit seinethalben verschoben würde, sondern bitte vielmehr, diese an dem bestimmten Tage eben so freudig zu begehen, als ob er selbst dabei zugegen wäre. Er werde bestimmt bald möglichst nachkommen und dann recht lange, vielleicht sein ganzes Leben hindurch, bei ihnen bleiben und Zeuge von dem Glücke seines lieben Bruders seyn.

Am anderen Tage also, Schlag zehn Uhr, setzte sich der hochzeitliche Zug in Bewegung. Joseph eröffnete ihn zwischen seinem und dem Vater der Braut. Ein frischer Blumenstrauß, mit Rosmarin durchwunden, den er im Knopfloche des Festtagrockes trug, bezeichnete ihn als Bräutigam. Hierauf folgten die beiden Beistände und hinter ihnen die übrigen männlichen Hochzeitsgäste. Jetzt kam die Braut, frische Blumen und ebenfalls Rosmarin in das reiche blonde Haar gewunden. Sie war einfach, nach der Landestracht gekleidet. Ein blendend weißer perkalener Rock, ein kurzes schmales Wortuch von schwarzer Seide und ein atlasenes Corsett von gleicher Grundfarbe, worin Blumen von Goldfäden gestickt

waren, bildete ihren Anzug. In ihren Blicken mahte sich kindliches Vertrauen auf Gott und in die Liebe des Mannes, dem sich ihr Herz so ganz ergeben, den sie sich als den schützenden Begleiter durch das Leben mit aller Innigkeit der ersten Liebe erwählt hatte. Aus ihrem klaren blauen Auge strahlte unverkennbar die Hoffnung auf süßes Lebensglück.

Unmittelbar hinter ihr kam Agnes, den Brautkranz von Rosen und Rosmarin in der Hand, an der Seite eines jungen Burschen, der im dortigen Sprachgebrauche »Junggeselle« heißt. Die Wahl desselben bleibt immer der Kränzelsjungfrau überlassen. Agnes schien hierbei wohl dem Drange ihres Herzens gefolgt zu seyn, wie es ihr Auge verrieth, wenn sie verstohlen, aber mit einem Blicke, in dem ihre ganze Seele lag, den schönen, kräftigen Burschen ansah, der, stolz auf seine Wahl, an der Seite des schönsten Mädchens in Weitra einherschritt. Den Zug schlossen die weiblichen Hochzeitsgäste.

In dem Augenblicke, da nach der kurzen, aber ergreifenden Rede des ehrwürdigen Dechant's, worin er dem Brautpaare noch einmal alle die Pflichten vor die Seele führte, die sie treu und glücklich bis ans Ende ihres Lebens zu erfüllen, Gott, dem ewig Wahren und Gerechten, eidlich gelobten; – das Kleine, aber ewig bindende Wort über Joseph's Lippen floss, stolperte Albrecht auf einem Stelzfuße zur Thüre herein. Schnell, damit ihn niemand bemerken sollte,

drängte er sich gleich beim Eingange in eine Seiten-
nische und wartete, bis die kirchliche Ceremonie be-
endet war. Eben so unbemerkt, als er gekommen,
schlich er sich hierauf wieder davon und wartete vor
der Kirche, bis der Hochzeitszug herauskam.

Joseph, der an der Seite der heißgeliebten
Braut zuerst aus der Kirche trat, wollte seinen
Augen kaum trauen, als er so unerwartet seinen
Bruder vor sich sah.

Starr und schweigend betrachtete er ihn lange,
wie das Bild eines schönen Traumes, bis ihm Al-
brecht, der sein Gefühl unmöglich länger besiegen
konnte, mit dem lautesten Rufe der Freude um
den Hals fiel.

Thränen rollten über Josephs Wangen und
überströmend rief er aus: »Albrecht, mein Bruder,
mein lieber, lieber Bruder! So bist du doch da?«

Alles drängte sich jetzt um die Brüder. Conrad
und sein Weib fanden keine Worte, um die Gefühle
auszudrücken, die in diesem Augenblicke ihr ganzes
Wesen durchzuckten. Agnes aber ließ die Hand ihres
Führers los und sank vor Freude schluchzend, Albrechten
an die Brust; keiner war im ganzen Zuge, der nicht
den lebhaftesten Antheil an dem Glücke der guten
Familie nahm, die von jedermann geachtet und ge-
liebt wurde.

Die allgemeine Freude war so groß, daß auch
nicht Einer unter ihnen war, der das hölzerne Bein

wahrnahm, womit Albrecht in ihrer Mitte nach dem Hause der Brautältern zurückhinkte. Bei dem Hochzeitschmause schien es sogar, als ob er der gefeierte Mann des Tages wäre. Alles drängte sich an ihn und bestürmte ihn mit Liebesbezeugungen und Fragen aller Art, so daß er kaum zu Athem kommen konnte. Zu seinem Glücke fiel bald die rauschende Musik ein, die Alles übertäubte. Sie brachte neues, frohes Leben unter die Gäste, die in ihrer Freude immer lauter und ungestümer wurden.

Als endlich die Dämmerung hereinbrach, gingen die lustigen Musikanten vollends in die frohesten Tanzweisen über. Fast Niemand konnte widerstehen und selbst ältere Männer und Matronen, die vielleicht schon seit Jahren keinen Fuß zum Tanze bewegt hatten, walzten ganz langsam und süßbehaglich mitten unter den fröhlichen jungen Tänzern.

Auch in Albrechts Seele regte es sich so lustig, als müsse er mit seinem Stelzfuße mitten hineinspringen in den fröhlichen Reigen. Er fühlte in der That sein Herz schmerzhaft bewegt bei dem Gedanken, daß er diesem Vergnügen, dem er sonst so freudig folgte, in der Blüthe des Lebens für immer entsagen mußte; allein bald faßte er sich, und ließ seine Seele schwelgen in den Erinnerungen an jene Schlacht, die ihm das harte Gebot auferlegte, doch ihn dafür mit tausend andern frohen Gefühlen entschädiget hatte.

Von jenen heißen und blutigen Maitagen mußte er auch den Bettern und Basen, die am Tische zurückblieben, Alles genau und umständlich erzählen. Er that es herzlich gerne und mit solcher Begeisterung, als ob er noch einmal die große Schlacht mitzukämpfen im Begriffe wäre.

»Ja Vater, schloß er seine Erzählung, es waren zwei schöne Tage, in denen sich der Muth der Söhne Oesterreichs in dem schönsten Lichte zeigte? Wir machten einen Napoleon zittern und der siegreiche Mar beugte sich vor unseren Fahnen. Ich bin nicht der Einzige, der sich dieses Denkmahl (er hob sein hölzernes Bein in die Höhe) in dieser Schlacht erkämpfte. Ja, mein Vater, Gott ist mein Zeuge, wir fochten wie die Löwen. Ich glaube, es war nicht eine einzige Memme unter uns. Wer hätte auch nicht begeistert seyn sollen, da er den Führer selbst, da er den großen Carl an der Spitze sah, überall, wo die Gefahr am drohendsten schien. — Nun, mag's drum seyn, daß mich die Franzosen in der Blüthe meiner Jahre zum Krüppel schossen. — Ich bin ihnen nicht gram deßhalb, es waren muthige Kerle. Das Einzige schmerzt mich, daß ich unter Oesterreichs Fahnen, unter Carls Panier, keine Schlacht mehr mitmachen kann.

Ich bin fast als Rekrut wieder heimgekehrt, wenn nicht das hölzerne Bein mir irgend ein Recht gibt auf den schönen Namen eines Veteranen. Doch,

wenn's auch nicht so ist, so hab' ich mir doch das Bewußtsein errungen, daß ich meine Pflicht gethan, daß mein Leben nicht so ganz nutzlos war und daß, wenn ich auch morgen sterbe, dieß hölzerne Bein mein stilles, einfaches Grab ehrenvoller zieren wird, als das prachtvollste Monument. Doch, wohin führt mich die Eitelkeit? Was ist Alles, das ich gethan, gegen die Thaten des großen Carl von Osterreich? Hoch lebe der Held von Aspern, hoch das Vaterland, das einen solchen Feldherrn, einen solchen Prinzen sein nennt!

Er hob sich begeistert in die Höhe und schwang das volle Glas. Die Tanzmusik schwieg; Alles drängte sich um den Tisch, Albrecht wiederholte seinen Toast und Alles stieß freudig und begeistert an.

Die Stimmung, welche jetzt jedes Gemüth erhöhte und die Freude der Hochzeitsgäste vermehrte, bewirkte, daß selbst die Ältesten unter ihnen bis zum nächsten Morgen ausharrten.

Agnes hatte in der Zwischenzeit, gedrängt von den Bitten des liebeglühenden Burschen, ihm endlich auch ihre Neigung gestanden. Wenige Wochen nachher führte sie Ferdinand als sein geliebtes Weib heim.

Conrad und Genovesa freuten sich bis in das späteste Alter über das Glück ihrer Kinder und wiegten noch der Enkel mehrere auf ihren Armen.

Albrecht, der in der Mitte der Seinigen die

angenehmsten Tage des Lebens zubrachte, mußte den goldblockigen, hausbackigen Knaben, die sich mit kindlicher Liebe an den Oheim schmiegeten, recht oft die Geschichte von der Schlacht von Aspern und dem hölzernen Fuße und dem goldenen Bilde des Kaisers erzählen, das seine tapfere Brust so ehrenvoll zierte.

In seiner Vaterstadt war er allgemein geachtet und geliebt. Noch heutigen Tages, wo er schon seit mehreren Jahren im Grabe ruht, hält Jedermann das Andenken des wackeren Rekruten hoch in Ehren.

A b r a c a d a b r a .

Unserer Leser haben gewiß schon von diesem geheimnißvollen Worte gehört, das man zur Zeit des Aberglaubens auf Amulette zu schreiben pflegte, — ohne etwas Näheres davon zu wissen; es wird ihnen daher angenehm seyn, sich von dem Sachverhalte zu belehren. Allem Anscheine nach kömmt der Name Abracadabra von dem Worte Abrasax her, dessen Bedeutung verschiedentlich erklärt worden ist. Nach Einigen gehört dasselbe seinem Ursprunge nach der hebräischen Sprache an, in welcher es Gott Vater, Gott Sohn und Gott den heiligen Geist bedeuten könnte, oder auch die gesammte heilige Dreinigkeit; nach Anderen ist dasselbe aus den Anfangsbuchstaben mehrerer griechischen Worte zusammengesetzt, welche das Zeichen des heiligen Kreuzes ausmachen. Münster und Wellermann nehmen an, daß in der egyptischen oder eigentlich koptischen Sprache abrak und sax Worte der Benedeiung seien; die ältesten Schriftsteller der Vorzeit aber behaupten, Abrasax

sei nichts Anderes, als eine Zusammensetzung von Rechnungsbuchstaben, deren Summe die Zahl 365, d. i. jene der Tage im Jahre bilde, so daß Abrasax also eine symbolische Bedeutung der Sonne und ihres vermeintlichen Kreislaufes seyn würde.

Wie dem auch immer sei, so ist es erwiesen, daß der Wahn vormals auf das genannte Wort und auf das davon abgeleitete Abracadabra großes Gewicht legte. Man hielt dasselbe für ein sicheres Mittel zu allerlei Zauberkünsten und für eine Arznei in verschiedenen Krankheiten. Um es sich zu verschaffen, verfuhr man auf folgende Weise, die uns Quintus Serenus Samaeonicus aufbehalten hat. Man wiederholte das Wort Abracadabra schriftlich auf Papier so lange, bis sich ein Dreieck daraus gestaltete, in welchem das Grundwort unter allen Formen wieder zum Vorscheine kam, etwa so:

ABRACADABRA

BRACADABR

RACADAB

ACADA

CAD

A

Diese Formel schrieb man nun auf ein viereckiges Papier, heftete selbes auf ein kleines Kreuz und trug es durch neun ganze Tage und Nächte um den Hals, in der Meinung, einen untrüglichen Talisman zu besitzen. Nach Verlauf dieser Zeit hoffte

man zuverlässig vom Fieber oder jedem anderen Leiden, von dem man eben heimgesucht war, erlöst zu seyn. — Man sieht daraus, daß mit dem Worte Abracadabra ein Vorurtheil der plumpesten Art getrieben wurde, das dem gesunden Menschenverstande und dem Vertrauen auf eine göttliche Lenkung unserer Schicksale, höchst frevelhaft Hohn sprach. — Gott sei Dank, daß jene Tage der Blindheit von uns gewichen sind.

Schnsucht nach der Heimath.

Traurig blick' ich nach den Höhen
Meiner fernern Heimath hin;
Und es rinnen meine Thränen,
Wie des Baches Bogen flieh'n.

Könnst' ich doch, wie jene Störche,
Bläulich an des Himmels Rand,
Fliegen nach der bessern Heimath,
Ziehen in mein Vaterland.

Sonne, siehest auf der Reise
Meinen grauen Vater du,
O so bring' ihm diese Küsse,
Diese Thränen bring' ihm zu.

Wenn, o Mond, dein Silberschimmer
In's Gemach der Schwestern scheint,
Laß sie denken an den Bruder,
Der, ein Fremdling, einsam weint.

Zephyr, der mich lind umsäufelt,
 Gil' zu ihnen ungesäumt,
 Kühle meines Vaters Wangen,
 Wenn er schlafend von mir träumt.

Könnst' ich selbst auf deinen Schwingen,
 Durch die freie Gottesluft,
 Nach dem Vaterlande segeln,
 Bis mein Mund ein »Halt« dir ruft.

Und ich schwänge mich hernieder
 Hurtig an dem Vaterhaus,
 Schlich' gekrümmt vorbei am Fenster —
 Da schon stürzen sie heraus.

Und Umarmungen und Küsse —
 Ach, wie träumt' ich wunderschön!
 Doch mein Glück, noch kaum geboren,
 Muß bereits in Trümmer geh'n;

Denn nicht meiner Heimath Sturen
 Schaut mein Auge froh entzückt;
 Ach, es ist der Hauptstadt Wirbel,
 Den es, schwarz umhüllt, erblickt.

Traurig blick' ich nach den Höhen
 Meiner fernen Heimath hin,
 Und es rinnen meine Thränen,
 Wie des Baches Bogen stieh'n.

Wilhelm Müller.

Die beiden Füchse.

(Fabel.)

Ein alter Fuchs hielt sich in der Nähe eines trefflichen Hühnerhofes auf, und sparte keine Mühe, um die Insassen desselben zu sich heranzulocken, wo es ihnen dann sehr übel erging: nun, man weiß es ja, wie Füchse mit dem gefiederten Völkchen umzuspringen pflegen.

Längere Zeit nachher siedelte sich ein jüngerer Fuchs in derselben Gegend an und that natürlich auch das Seinige, um ein Läubchen oder sonst ein geflügeltes Wesen jener wohlbestellten Kolonie in seine Gewalt zu bringen.

Herrn Meinecke, den Älteren, wurmte dieser Eingriff gewaltig; denn durch die jahrelange Gewohnheit war es ihm zur anderen Natur geworden, sich als den alleinigen und rechtmäßigen Besitzer des Hühnerhofes anzusehen, obwohl ihm Niemand dieß Recht zuerkannt hatte, auch sein stumpfes Gebiß und seine veralteten Kliffe ihn zu einer solchen Allein herrschaft wenig befähigten.

Was that er nun, um an dem neuen Ansiedler, den er natürlich für einen Brotdieb erklärte, sein Mäthchen zu kühlen?

Zuerst begab er sich zu seinen fliegenden Nachbarn, die sich, versteht sich, in bescheidener Entfernung von ihm hielten und zischelte ihnen hämisch zu: »Hütet Euch vor Jenem; er stellt Euch allenthalben Schlingen — geht ja nicht in seine Gegend — er ist ein Hänkemacher, Betrüger, Mörder! kommt lieber zu meiner Höhle — ich meine es gut mit Euch; es soll Euch kein Leides widerfahren; Ihr wißt ja, daß ich der erste unter allen Füchsen bin; auch habe ich den Mord nie so recht systematisch betrieben und nur Böswillige behaupten, dieß sei eine Folge meiner schlechten Zähne gewesen.«

Solche und ähnliche süße Worte flüsterte der alte Fuchs den Hühnern und Gänzen zu; allein es half Nichts und mit Verdruß mußte er bemerken, wie alle Füchse der Gegend den jungen freundlich ermunterten und ihn lockten, weil er dem Geflügel wieder Respekt einflößen würde, den sie wegen der Unbehilflichkeit des Andern längst verloren hatten.

Sein Groll nahm immer mehr zu und eines Tages, da der Jüngere eben wieder ein Pröbchen seiner Gewandtheit gegeben hatte, lief er auf's Feld und schrie mit lauter Stimme: »Seht den Unbescheidenen! er gibt sich für einen Löwen aus, für einen Abkömmling des Königs der Thiere! Weicht ihm aus,

dem Übermüthigen; er sollte Heldenthaten begehen, da er sich so hohen Stammes rühmt und macht nur unbedeutende Sprünge durch Haselgebüsch. Weicht ihm aus, er ist krank, er ist hochmuthskrank — weicht ihm aus, denn sonst entgeht Ihr ja mir!»

Reinecke der Jüngere vernahm diese losen Streiche und begann sich sehr zu kränken, aus Furcht, in den Geruch der Eitelkeit und Hoffart zu kommen; allein ein Wolf von seiner Bekanntschaft, der ihn niedergeschlagen vor der Höhle antraf, beruhigte ihn, indem er sagte: »Laß ihn schmähen! nur der Neid greift zur Verläumdung seines Mitbewerbers und sei versichert, wenn er sieht, daß Du das Deinige aus allen Kräften thust und die Verständigen dein Streben anerkennen; — er birst noch vor Galle; denn er ist des edleren Gedankens nicht fähig: es können wohl auch Zwei dieselbe Straße gehen, ohne sich darum in die Haare zu fallen, weil Einer meint, der Andere hemme ihn im Laufe! Im Gegentheil sieht er immer scheelsüchtig auf seinen Nebenmann und lauert des Augenblicks, ihn hinterrücks zu fällen; aber Du weißt ja: Wer Andern eine Grube gräbt, findet öfters selbst darin sein Grab.«

D. Bergheim.

Oesterreichs Blut.

Herzog Leupold mit seiner Schaar
Bei Acre jüngst gelandet war,
Und sah voll Schmerz das Christenheer
Vom Muselmann bedræuet schwer.

Vor Allem trobte ein Thurm in die Fluth,
An dem zerschellte der Stürme Wuth;
»Und, rief der Feldherr, wår' der nur mein,
»Ich wollte des Türken bald Meister seyn!« —

»Den Thurm, Herr Kaiser, ich schaff' ihn Euch!«
Ruft Herzog Leupold von Österreich.
Und greift zur Leiter, und stürmet hinauf,
Schon waltet Christ's Fahne zum Himmel auf.

Und jubelnd drängt sich sein Volk ihm nach,
Doch wehe, die trügende Leiter zerbrach,
Und schon, von dem ersten Entsetzen erwacht,
Umdrängt ihn schreiend der Türken Macht.

Und fasset frevelnd die Drifstamm,
 Und höhnt den geweihten Rettungsstamm,
 Und haut auf den einzelnen Ritter los,
 Wie auf die Eiche des Hagels Getos.

Zum Himmel wendete Leopold den Blick:
 »Ich had're nicht, ruft er, mit dir, o Geschick,
 »Und kann ich nicht halten die heilige Fahn',
 »So soll sie der Heid, der verruchte, nicht ha'n.«

»Hoch Österreich!« jubelt's und stürzt sich hinein
 Ins Meer, verklärt von des Mondes Schein,
 Und lautlos stehet so Freund wie Feind,
 Bis über dem Abgrund ein Blinken erscheint.

Und sieh, wie ein Streifen von Silber, klar,
 Des Herzogs Binde zu schauen war;
 Der schühende Küriß, der blinkende Stahl,
 Verdämmert in Wogen so bläulich und fahl.

Mit Tauchzen empfängt ihn die staunende Schaar:
 »O Held, wie ihn nimmer die Erde gebar!«
 Und freundlich drückt ihn der Kaiser an's Herz,
 Und hebet die Augen himmelwärts:

»Die weiße Binde sei Östreichs hinfür,
 »Für ewige Zeiten die ewige Bier;

»Und wo man sie siehet, da werde gedacht:
 »Ein schöneres Opfer ward nimmer gebracht.«

»Doch daß in dem Kampf für des Heilands Gut
 »Noch länger glänze dein fürstlicher Muth;
 »So pflege der Wunden, dein Blut entquilt,
 »Ein Bronnen, der Christi Ehre ja gilt.« —

»Laßt strömen, ruft Leupold, es waltet so heiß
 »In Österreichs Fürsten ja i h m nur zum Preis;
 »Und heißt es für Gott und für Ehre zum Strauß,
 »So schöpft sich die Quelle wohl nimmermehr aus.«

Carl Liebold.

Spielen Sie Tarok?

(Ein Schwanke.)

Das Schicksal ward endlich müde, mich beständig unter Schriften und Journalen herumblättern zu sehen. Ehe ich mich's versah, saß ich vor dem Spiegel, und in engen Pantalons, in seidenen Strümpfen und Schuhen einherschreitend, ward ich nach den heitern Tagen zurückversetzt, in denen ich häufig glänzende Gesellschaften zu besuchen gewohnt gewesen war.

Daß sich die amüsanten Koterien eben so, wie die politischen, verändert haben könnten, kam mir nicht in den Sinn. Angenehm ward ich daher überrascht, als ich, nach einer tiefen Verbeugung vor der Dame des Hauses, in einem Nebensaale mehrere, von den Schmeicheltönen eines Straußischen Walzers belebte Gestalten mehr hüpfend, als mit harmonisch-geregelten Tanzschritten, elfenartig einerschweben sah.

Zamben und Trochäen, dachte ich mir, haben in der neueren Poesie ebenfalls gar oft dem leichtfüßi-

gen Daktylus weichen müssen; doch mit noch mehr Glück wird er in der Musik benützt! — Ich würde daher schwerlich dem Wunsche, von Lilienarmen umschlungen fröhlich in's Leben hinein zu hüpfen, widerstanden haben, wenn mir die Vernunft nicht eine ruhige Bewegung anempfohlen und der Herr des Hauses mit seiner ihm angeborenen Liebenswürdigkeit einen Platz am Whisttische angeboten hätte.

Ein Freund der französischen, nicht aber der englischen Karte, entschuldigte ich mich, keine Kenntniß vom Rufen, Invitiren, von Simple oder Doubleton, von Foreiren und dergleichen zu besitzen und ward sonach einer Comité von fünf Personen, die an einem Tarokktische saßen, beigeßelt.

Obwohl ich seit mehreren Jahren auch keine Tarokkarte in der Hand gehabt hatte, so nahm ich doch kühn meinen Platz ein und fragte das mir zunächst sitzende Individuum, mit wem ich zu spielen die Ehre haben würde?

Mit uns Allen, war die Antwort.

Der Administrations-Sekretär A. versicherte, als ich mein Befremden äußerte, sogleich, daß Taroc a six personnes viele Unterhaltung gewähre.

Ich entschuldigte mich, von der Existenz eines solchen Spieles keine Kenntniß zu besitzen; allein es half nichts.

»Geht mir auch nicht besser;« erwiederte der Appellations-Rath B., der mir zur Rechten saß.

»Ich muß mich ebenfalls erst einstudiren,« sprach die gnädige Großmama, eine muntere lebhaftere Dame, die auf dem Wollfacke saß, der hier die Form eines zierlichen Sopha hatte.

Das neben ihr sitzende Fräulein lächelte und der geheime Registrator von C. kispelte mir zu: »Sie werden sich schon zu Rechte finden; spielen Sie nur getrost!«

Der Gedanke, mit keinen Ultras zu thun zu haben, tröstete mich. Ich nahm die Karte in die Hand, fand kein gutes Blatt darunter, konnte deshalb keinen Fehler machen und die erste Parthie ward glücklich zu Ende gespielt.

Mein Wunsch beschränkte sich nun auf recht schlechte Karten, denn so sehr ich auch meinen Geist und meine Aufmerksamkeit anstrengte, so war doch weder mein Scharfsinn noch mein Beobachtungsgeist dergestalt ausgebildet, daß ich auch selbst nur Freund oder Feind zu unterscheiden vermocht hätte.

Ich beschloß, mich deshalb bloß defensiv zu verhalten und durch Concessionen meine Unkenntniß zu beschwichtigen, nämlich der gnädigen Großmama die Figuren, vorzüglich die Könige, zuzuspielen; der Dämon des Spieles aber wußte es jedesmal so zu lenken, daß sie verloren gingen und den Sieg der Opposition entscheiden halfen. Am meisten kränkte es mich, daß ich ihr dadurch, statt Vergnügen, Ärger verursachte, und noch ohendrein mich gewöhnlich

unter den Gewinnenden befand, wenn sie bezah-
len mußte.

Als Sühne blieb mir kein anderes Mittel übrig, als die Offensive zu ergreifen und durch den Verlust mehrerer Parthien ein Gleichgewicht im Gewinne und Verluste herzustellen.

Die Karte war ziemlich gut; da machte die Tanzmusik eben eine Pause. Ich warf nur einen flüchtigen Blick auf den Salon; denn mehrere freundliche Mädchengestalten wandelten eben vorüber, die mehr als eines Blickes würdig waren und — die Karte ward ausgespielt; doch als die Blätter nach und nach sichtbar wurden, der angesagte König aber nicht erscheinen wollte, da rief die Mama: »Nein, ein solches Spiel ist mir noch nicht vorgekommen!« Als man denselben vollends im Salon liegend vorfand, schlug sie die Hände über dem Kopf zusammen und ihr Herz mochte insgeheim Peter rufen über meine Ignoranz.

Statt nun reumüthig zu gestehen, daß ich durch den Anblick der vorüber wandelnden Gestalten in einer Art von Zerstreuung den Salon ausgutaufschon vergessen hatte, entschuldigte ich mich, den König mit dem Chevalier verwechselt zu haben; doch »die Karte muß wahr seyn!« rief der Administrations-Sekretär von A. und mußte sich Gewalt anthun, um in kein lautes Lachen auszubrechen. Der geheime Registrator von C. versuchte es, mich zu

beruhigen, indem er mich versicherte, daß ein derlei Versehen leicht möglich sei; dessen ungeachtet war ich ganz verdutzt und es war ein großes Glück für mich, daß so eben das Zeichen zum Souper gegeben wurde, während welchem der in Scart gelegte König bald in Vergessenheit kam. — Seitdem hütete ich mich vor jedem Spiele, das ich nicht verstehe und denke mir jederzeit: Weit davon ist gut vor dem Schuß!

Emil.

Museum des Mannigfaltigen.

Schriften-Masse.

Nach einer vor Kurzem angestellten Berechnung, ist die Menge der Actenstücke, welche in dem Central-Archive zu Venedig aufbewahrt werden, so groß, daß das Papier, welches zu ihnen verwendet wurde, wenn es ausgebreitet wäre, einen gleichen Flächenraum einnehmen würde, als der Kanton Schaffhausen in der Schweiz. Nach dem nämlichen Kalkül würden tausend Schreiber, welche täglich acht Stunden fleißig arbeiteten, 734 Jahre brauchen, um alle diese Acten zu schreiben, so zwar, daß sie, wenn sie zur Zeit, als Gottfried von Bouillon seinen Kreuzzug nach dem heiligen Lande unternahm, begonnen hätten, gegenwärtig noch kaum mit der Kopiatur fertig seyn dürften! — Das muß ja wahrhaftig eine förmliche Stadt von Acten seyn!

M ä h e = M a s c h i n e .

Herr Huttey zu Karthago im nordamerikanischen Staate Ohio hat im letzten Herbst mit einer von ihm ausgedachten Maschine in Gegenwart vieler angesehenen Personen die Mahd auf seinen Besitzungen vorgenommen und bewiesen, daß mittelst seiner Erfindung zwei Pferde eine größere Menge Getreide niedermähen, als acht Männer aufzubringen im Stande sind. Überhaupt nimmt dortlandes das Maschinenwesen einen Aufschwung, der ganz unglaubliche Resultate herbeiführt. Auch zum Dreschen bedient man sich einer mechanischen Vorrichtung, welche auf den Acker hinausgebracht wird und den Weizen alsogleich vom Stroh absondert, so daß man hiedurch die Arbeit des Aufbindens erspart. Natürlich wird durch ähnliche Mittel die Landwirthschaft zu einem immer größeren Flore emporgebracht.

G e m ä l d e .

Ein junger Freund der Malerkunst hat kürzlich zu Valenciennes in Frankreich das Original eines berühmten Bildes von Rubens: Die Befreiung der Andromeda durch den Perseus vorstellend, entdeckt und sich in den Besitz dieses Kleinodes gesetzt. Wenn man sich erinnert, daß Derjenige, welcher so glücklich war, den gefeierten »Strohhut« dieses Meisters

aufzufinden, für dieß einzige Original 40,000 Franken erhielt; so ist es höchst wahrscheinlich, daß jener Dilettant zu Valenciennes sein Glück gemacht haben wird. Wir wollen nur wünschen, daß Frau Fortuna bei einem Würdigen eingekehrt sei.

K a t z e n l e b e n .

Vor einiger Zeit öffnete man zu Leith in England einen Ballen Flachß, der aus Rußland angekommen war, wo man ihn bekannter Massen durch Maschinen zusammenpreßt. Wie sehr erstaunten aber die Arbeitsleute, als plötzlich aus dem Flachse beim Auseinandermachen eine Katze heraussprang und ganz munter sich umhertummelte, als befände sie sich vollkommen wohl. Die Reise von St. Petersburg bis an den dermaligen Bestimmungsort hatte volle 28 Tage gedauert und während dieser ganzen Zeit war das Thier ohne Futter und Luft in einen Raum gezwängt gewesen, der schwerlich mehr als den vierten Theil ihrer Körperdimension betrug. — Ob dem armen Murner wohl das Fressen geschmeckt haben wird!

S p ä t o b s t .

Zu Couchey in Frankreich hat ein Winzer am 15. October vollkommen reife Weichseln gepflückt, welche in seinem Weingarten zum zweiten Male im

nämlichen Jahre gewachsen waren. Sie zeigten sich äußerst wohlschmeckend und unterschieden sich in nichts von den besten Früchten dieser Art, die der Landmann jemals gegessen zu haben sich entsann.

Blutstillung.

Hr. Hummel in Berlin hat entdeckt, daß man mit dem Tabaksafte, der in einer Pfeife zurückbleibt, das strömende Blut stillen könne. Von diesem Safte behaupten auch die Franzosen, daß er, vermengt mit Theer und Pech, das Schiffsbaumaterialie vor dem Holzwurme schütze. — Das wäre in der That eine gar wichtige Entdeckung!

Proselyten-Macherei.

In den Straßen von London sieht man seit einiger Zeit einen Mann in türkischer Kleidung, der rastlos umherschreitet und wenn er einen Haufen Leute sieht, sehr lebhaft ausruft: Gott ist groß, es ist nur ein Gott und Mahomet ist sein Prophet. — Wenn sich, wie das häufig geschieht, Neugierige um ihn versammeln, so bleibt er stehen und erklärt ihnen in sehr schönem Englisch die Lehren des Korans, des Religionsbuches der Mahomedaner. Bisher sollen jedoch seine Bekehrungsversuche noch ganz ohne Erfolg geblieben seyn.

Pfund Sterling.

So nennt man in England eine ideale Münze, in welcher man rechnet und welche ungefähr zehn Gulden Conventions-Münze beträgt. Der Name Sterling kömmt her von Easterling und so hieß man vordem die Kaufherren des hanseatischen Bundes, deren Geld ehemals beinahe ganz allein unter den Engländern in Umlauf war, als jene unternehmenden Leute das ausschließliche Recht der Handelsfreiheit besaßen. Eine Guinee hat übrigens fast gleichen Werth mit dem Pfund Sterling, ist aber eine in England wirklich bestehende und allenthalben anerkannte Geldsorte.

N e u e s · B u c h.

Der Verfasser des Habsburgsliedes, Hr. F. A. Frankl hat bei Fr. A. Leo in Leipzig ein wunderschön ausgestattetes Bändchen: »Sagen aus dem Morgenlande« herausgegeben, welche der gefeierten Dichterin, Frau Karoline Pichler zugeeignet und in allen guten Buchhandlungen zu haben sind. Die lehrreiche, moralische Idee, auf welcher die meisten von ihnen beruhen, macht diese Gedichte, abgesehen von der gelungenen, poetischen Einkleidung, zu einem sehr empfehlenswerthen Buche und bestärket die gute Meinung, welche uns Hr. Frankl durch sei-

ne früheren Arbeiten von seinem Talente einflößte. Schade, daß mancher schöne Gedanke durch die sinnstörenden, überaus häufigen Druckfehler verloren geht — im Ganzen möchte das kleine Werkchen das Beste seyn, was der Verfasser bisher an das Licht treten ließ und durch selbes seinem Verufe die sprechendste Lobrede gehalten haben.

Das Kühtreiben.

So hieß eine Faschingsunterhaltung, welche vormals im Gasteiner-Thale üblich war und wobei allerlei Poffen getrieben wurden. Dabei wurde die sogenannte Markt-Vitanei vorgelesen, d. h. man trug allerlei, was der böse Teufel aufbrachte, über jedes Haus der Ortschaft auf dem öffentlichen Plage in Reimen vor und diese chronique scandaleuse gab dann natürlicher Weise Anlaß zu allerlei Schwank, aber auch zu Hader und Feindseligkeiten. Woher der Name: Kühtreiben entstand, ist nicht kund geworden; man vermuthet jedoch, es sei deßhalb so geheißen worden, weil der Zug der Neugierigen durch die Spasmmacher von Haus zu Haus getrieben wurde, wie etwa eine Heerde von Rügen. — Gegenwärtig kömmt ein dergleichen übermüthiges und gefährliches Poffenspiel nicht mehr vor.

Z a h m e B i e n e n .

Ein Gutsbesitzer in England, aus der Gegend von Bury St. Edmond, hat bei der Pflege seiner Bienen sonderbare Resultate erzielt und dieselben dermassen abgerichtet, daß er ohne Besorgniß mit ihnen machen kann, was er will. Das folgende Beispiel möge als Belege davon dienen. Er kennt jede Biene so genau, als ein Schäfer, der die Physiognomie eines jeden Schafes studiert hat, das sich in seiner Heerde befindet. Einst wollte er einem Freunde eine von den Bienen zeigen, von welcher er ihm Manches erzählt hatte, stürzte daher den Korb um und suchte mit der bloßen Hand unter dem ganzen Schwarme das fragliche Insect heraus, wobei er unter den Bienen wühlte, wie unter Erbsen, ohne daß ihm der geringste Unfall zugestossen wäre. Das nämliche Experiment hat er häufig und vor vielen seiner Bekannten wiederholt.

Varietäten der Rose.

Es ist bekannt, daß die Gartenkultur in England einen ungewöhnlichen Aufschwung genommen hat, was auch nothwendig ist, wenn die menschliche Industrie der Mangelhaftigkeit des Klima's und der natürlichen Verhältnisse nachhelfen soll. Man findet in diesem Lande daher Gärten und Gewächs-

Häuser, wie man sie auf dem ganzen Kontinente kaum in solcher Vollkommenheit trifft. Daß die Blumenzucht hierdurch bei den Engländern nicht minder vorzüglich geworden ist als bei den Holländern, welche hierin längst den höchsten Ruhm besitzen, wird man aus Folgendem erkennen. Man fragte einen Gärtner von Epsom in der Nähe Londons, wie viele Varietäten (Spielarten) der Rose er in seinen Beeten zähle und er versicherte, er habe deren 17,000, worunter 7000 Hauptgattungen seien, die von französischen Gartenliebhabern eingeführt worden seien.

Bekanntschaften.

Dr. Dick pflegte zu sagen, daß in dem Maße, als der Mensch im Leben fortschreite, er keine neuen Bekantschaften mehr anknüpfen müsse, sondern vielmehr trachten solle, die alten zu bewahren, damit er sich nicht etwa bald einzeln und verlassen sehe.

Jugendträume.

Die Träume einer jugendlichen Phantasie gleichen den Raketen, die einen Augenblick glänzend aufleuchten und emporsteigen, aber weder bleibendes Licht noch Wärme bewirken; außerdem auch noch bisweilen die abgebrannten Stöcke auf die Köpfe der Zuschauer herabzuschleudern pflegen.

T h e o r i e n .

Der berühmte Cuvier, dessen geistreiche Forschungen und umfassendes Talent im Gebiete der Naturkunde die bedeutendsten Entdeckungen bewirkt hat und in den Meinungen eine Umwälzung hervorrief, wie vielleicht kein Gelehrter erzielte; strebte nie darnach, bloß ein System aufrecht zu erhalten, sondern nur die Wahrheit zu erkunden. Je mehr er in der Wissenschaft vorschritt, desto mehr schien er zu erkennen, daß er zu wenig wisse, um ein System zu bilden und noch kürzlicher seinem Tode sagte er in dieser Beziehung: »Ich habe viel geforscht, habe mir selbst einige Theorien gemacht; allein ich habe sie nie bekannt gegeben, weil ich häufig gewahr wurde, daß sie bald wieder unrichtig werden müßten, so wie alle bekannten Systeme unserer Tage. Ich gehe noch weiter; ich spreche sogar die Überzeugung aus: daß bei dem gegenwärtigen Zustande der Wissenschaft es unmöglich sei, ein System zu schaffen, was mich auch bestimmte, stets nur zu forschen und bloß meine Beobachtungen bekannt zu machen. Man muß nie aus der Absicht arbeiten, eine Theorie zu unterstützen, weil sonst der Geist Meinungen vorkauft und nur das sieht, was zur Bestätigung seiner im Voraus gebildeten Ansichten dient. Unser einziges Ziel muß die Entdeckung der Wahrheit seyn!«

r:
a:
nt
e
,
ie
:
,
b
a
e
s.
b
:
;
n
e
s
:
s
/
s
:
e

